

A 513859

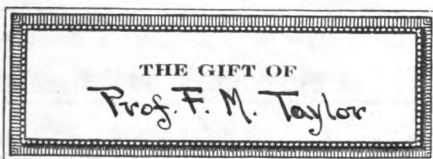
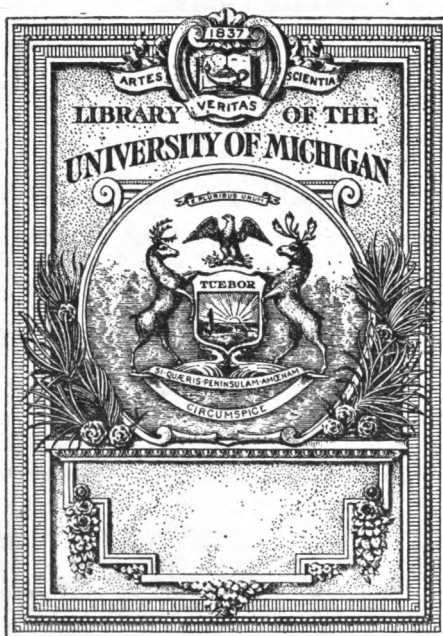


ENGELHORN'S  
*allgemeine*  
ROMAN-BIBLIOTHEK.

Mr. Barnes von New York.  
Von  
A. C. Guntter.  
Zweiter Band.



# Engelhorn's



gewöhnlichen Romanbandes, der sonst 3 bis 5 Mark kostet.

In einem bis zwei Bänden wird je ein vollständiger Roman abgeschlossen, so daß das lästige „Fortsetzung folgt“ wegfällt.

Der neue Jahrgang wird vorzügliche Werke der beliebtesten deutschen und ausländischen Erzähler bringen, unter andern von **Karl v. Heigel, Richard Voß, E. v. Wolzogen, A. Daudet, G. Ohnet, A. Cheuriet, F. de Vinseau, Hamilton Arde, Mrs. Croker, A. C. Gunter, F. C. Phillips, H. Rider Haggard.**

Die nachstehenden Romane des ersten, zweiten, dritten, vierten und fünften Jahrganges können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschirten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

### Erster Jahrgang.

- |  |   |
|--|---|
| <p><b>Der Hüttenbesitzer.</b> Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bde.<br/> <b>Aus Nacht zum Licht.</b> Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.<br/> <b>Jéro.</b> Eine Geschichte aus Monte Carlo. Von Mrs. Praed. Aus dem Englischen.<br/> <b>Wassilissa.</b> Von Henry Gréville. Aus dem Französischen. 2 Bände.<br/> <b>Bornehme Gesellschaft.</b> Von S. Arde. Aus dem Englischen.<br/> <b>Gräfin Sarah.</b> Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.<br/> <b>Unter der roten Fahne.</b> Von Miss M. E. Braddon. Aus dem Englischen.<br/> <b>Abbé Constantin.</b> Von L. Halévy. Aus dem Französischen.<br/> <b>Ihr Gatte.</b> Von G. Verga. Aus dem Italienischen.<br/> <b>Ein gefährliches Geheimnis.</b> Von Charles Keade. Aus dem Englischen. 2 Bände.<br/> <b>Gérards Heirat.</b> Von André Theuriet. Aus dem Französischen.</p> | <p><b>Dofa.</b> Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.<br/> <b>Ein heroisches Weib.</b> Von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen.<br/> <b>Cheglia.</b> Von W. E. Norris. Aus dem Englischen. 2 Bände.<br/> <b>Schiffer Waise.</b> Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.<br/> <b>Ein Ideal.</b> Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.<br/> <b>Dunkle Tage.</b> Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.<br/> <b>Novellen von Sigmar Gjorth Boyesen.</b> Olier. Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Dannebrog. Aus dem Englischen.<br/> <b>Die Heimkehr der Prinzessin.</b> Von Jacques Vincent. Aus dem Französischen.<br/> <b>Ein Mutterherz.</b> Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bände.</p> |
|--|---|

### Zweiter Jahrgang.

- |  |  |
|--|--|
| <p><b>Der Steinbruch.</b> Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.<br/> <b>Helene Jung.</b> Von Paul Lindau.<br/> <b>Marya.</b> Von Bret Harte. Aus dem Englischen.<br/> <b>Die Sozialisten.</b> Aus dem Englischen.<br/> <b>Criquette.</b> Von L. Halévy. Aus dem Französischen.<br/> <b>Der Wille zum Leben.</b> — Untrennbar. Von Adolf Wilbrandt.<br/> <b>Die Illusionen des Doktor Faustino.</b> Von Valera. Aus dem Spanischen.<br/> <b>Zu fein gesponnen.</b> Von B. L. Sarjeon. Aus dem Englischen. 2 Bde.<br/> <b>Gift.</b> Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.<br/> <b>Fortuna.</b> Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.<br/> <b>Eise Fleuron.</b> Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.</p> | <p><b>Aus des Meeres Schaum.</b> — Aus den Saiten einer Bagge. Von Salvatore Sarina. Aus dem Italienischen.<br/> <b>Auf der Woge des Glücks.</b> Von Bernhard Frey (M. Bernhard).<br/> <b>Die hübsche Miss Neville.</b> Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.<br/> <b>Die Verstorbene.</b> Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.<br/> <b>Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten.</b> Von Hans Sypsen.<br/> <b>Ihr ärgster Feind.</b> Von Mrs. Alexander. Aus dem Englischen. 2 Bände.<br/> <b>Ein Fürstensohn.</b> — Berlin. Von Claire von Glümer.<br/> <b>Von der Grenze.</b> Novellen von Bret Harte. Aus dem Englischen.<br/> <b>Eine Familiengeschichte.</b> Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bde.</p> |
|--|--|

## Dritter Jahrgang.

### Die Versaillerin. Von Ernst Remin. 2 Bände.

Eine weit über das gewöhnliche Maß hinausragende Leistung; voll interessanter Episoden und überaus fesselnd und geistvoll geschrieben.

### In Acht und Bann. Von Miss M. E. Braddon. Aus dem Englischen.

Miss Braddons liebenswürdiges Talent bietet uns hier eine seiner reifsten und vollkommensten Früchte.

### Die Tochter des Meeres. Von Johanne Schjöring. Aus dem Dänischen.

Es gereicht uns zur Genugthuung, mit dieser duftigen und poetischen Erzählung, die in ihrem dänischen Vaterlande hochgeschätzte, feinfühligste Verfasserin bei der deutschen Lesewelt einführen zu dürfen.

### Lieutenant Bonnet. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bde.

Das Leben einer kleinen französischen Garnisonsstadt wird in diesem ausgezeichneten Roman so vollkommen geschildert, wie nur ein Meister wie Malot es vermag; dabei fehlt es nicht an ergreifenden Konflikten und tragischem Schicksal.

### Pariser Ehen. Von E. About. Aus dem Französischen.

Anmut und graziöse Leichtigkeit bilden den Grundzug dieser geistprühenden Novellen des berühmten Dichters.

### Hanna Barners Herz. Von Florence Marryat. Aus dem Englischen.

Eine Wärterin und eine Selbin ist die liebliche Frau, deren Geschick die Verfasserin mit prächtiger Charakteristik und warmer Empfindung schildert.

### Eine Tochter der Philister. Von Salmar Hjorth Boyesen. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Neben hohen künstlerischen Vorzügen fesselt Boyesen's trefflicher Roman auch durch den interessanten Stoff. Der Verfasser entrollt vor uns ein treues Bild des Lebens und Treibens der raffinierten Geld-Aristokratie New-Yorks, seiner Adoptiv-Vaterstadt, welchem er edle Charaktere aus geländerten Epochen gegenüberstellt.

### Savelis Bühung. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.

In einem russischen Dorfe, zur Zeit der Selbstensgenhaft spielen sich die ergreifenden Vorgänge ab, welche uns Gréville in diesem düsternen Sittengemälde mit packender Gewalt vorführt.

### Die Damen von Croix-Mort. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der faszinierende Reiz der Ohnet'schen Erzählungskunst ist auch dieser jüngsten Schöpfung des hochgeschätzten Romanichters eigen, dessen beispiellose Beliebtheit mit jedem neuen Buche zunimmt.

### Die Glocken von Flurs. Von Ernst Pasqué.

Die Auffindung zweier Glocken, der 1618 durch einen Bergsturz verhängten Stadt

Flurs im Bergellertal hat dem Verfasser Anregung zu einer überaus originellen, durch ungewöhnlichen Reichtum an dramatischer Handlung ausgezeichneten Geschichte gegeben.

### Fromont junior und Mister senior. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Wir hoffen uns den Dank unserer Leser zu verdienen, indem wir ihnen dieses berühmte Meisterwerk der neueren französischen Romanbildung in musterzünftiger Uebersetzung vorführen.

### Der Genius und sein Erbe. Von Hans Jøysen.

Die Personen dieser brillant erzählten, im modernsten Berlin spielenden Geschichte sind von so überzeugender Lebenswahrheit, daß man wohlgehoffene Porträts darin zu erblicken meint.

### Einfach Herz. Von Charles Reade. Aus dem Englischen.

Klar und scharf umrissen, ohne störenden Ballast erzählt Reade die unmittelbar aus der Wirklichkeit geschöpften Thatfachen seiner Geschichte, die ebenso sehr durch die ungewöhnlichen Charaktere der handelnden Personen, als durch die dramatische Verwicklung fesselt.

### Baccarat. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Mit der ihm eigenen Schlichtheit und Liebenswürdigkeit, die den Hauptreiz und den großen Erfolg seiner Bücher bebingen, weist uns Malot in diesem ergreifenden Roman in die Geheimnisse eines Pariser Spielstubs ein.

### Mein Freund Jim. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.

Diese frisch u. lebendig erzählte Geschichte erinnert durch ihren freundlichen Humor und die Einfachheit der Schreibweise an Goldsmith, ohne daß durch das Vorbild die Originalität beeinträchtigt wäre.

### Hanna. Von Heinrich Sienkiewicz. Aus dem Polnischen.

Ein Luft jugendlicher Frische liegt auf dieser anmutigen Geschichte des berühmten polnischen Erzählers.

### Das beste Teil. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.

Ein durch und durch liebenswürdiges Buch, das den ihm von der französischen Akademie zuerkannten Preis wohl verdient.

### Lebend oder tot. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bände.

In diesem nachgelassenen Roman offenbart sich Conways eminentes Erzählertalent noch einmal aufs glänzende.

### Die Familie Monach. Von Robert de Bonnières. Aus dem Französischen.

Mit entschiedenem Glück nimmt der Verfasser den Zusammenprall der Geburtsaristokratie mit einer gewissen Kategorie der haute finance zum Vorwurf für seinen geistvollen Pariser Sittensroman.

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

828  
G 977 m  
M 277

**Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek.**

**Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.**

**Sechster Jahrgang. Band 6.**

# **Mr. Barnes von New York.**

**Roman in zwei Bänden**

**von**

**Archibald Clavering Gunter.**

**Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen**

**von**

**F. Mangold.**

**Zweiter Band.**

**Stuttgart.**

**Verlag von J. Engelhorn.**

**1889.**

**Alle Rechte vorbehalten.**

**Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.**

### Drittes Buch.

## Das Wiedersehen in Monte Carlo.

(Fortsetzung.)

---

### Vierzehntes Kapitel.

#### Das Telegramm von Gibraltar.

Der nächste Tag war prächtig in Monaco. Die Sonne stieg in ihrer ganzen südlichen Pracht empor und wäre vielleicht etwas zu warm gewesen, wenn sie nicht durch die sanfte Brise der Riviera gemildert worden wäre. Im Schatten der Oliven und Flerbäume war die Temperatur jedenfalls sehr angenehm. Niemand, der nicht für alle Schönheiten der Natur abgestorben ist, kann sich dem Reiz eines solchen Morgens entziehen, und Barnes, welcher beim Ankleiden das liebliche Bild betrachtete, das sich vor seinem Fenster ausbreitete, erschien es, als ob sich ein Stück des Himmels auf die Erde herabgelassen hätte. „Heute!“ murmelte er vor sich hin und betrachtete seine Hände, die fest waren, wie immer. „Nicht das geringste Zittern,“ flüsterte er stolz, aber einem andern, als ihm selbst, würde es wohl schwer geworden sein, zu sagen, was er damit meinte.

Miß Anstruther kam zum Frühstück herunter, heute hatte sie keine Kopfschmerzen. Sie bligte ihn einigemal mit ihren Augen an und errötete in einer sonderbaren, gedankenvollen, rührenden Art, aber sie war scheu und aß wenig.

„Du hast deinen Appetit verloren, Enid,“ meinte Lady Chartris gegen Ende des Mahles.

„Ja, und ich weiß auch warum!“ Diese Worte kamen von Maud, welche über Nacht ihre schelmische Laune wiedergefunden hatte. „Das macht der Brief, den du heute morgen bekommen hast, Ma, wo drin steht, daß der Andre kommt.“

„Der Andre?“ fragte die Mutter. „Das verstehe ich nicht — ah so, ja, Lord Ferris,“ und da sie merkte, daß sie sich verplaudert hatte — denn Miß Anstruther war sehr rot geworden und Barnes bearbeitete sein Beefsteak so grimmig, als ob er „den Andern“ selbst unter dem Messer hätte — wandte sich Lady Chartris gegen ihren etwas allzu offenerherzigen Sprößling. „Habe ich dir nicht verboten, Maud, meine Briefe zu lesen?“ sagte sie mit einer Stimme, welche die kleine Dame mit Schrecken erfüllte. „Marisch, hinauf und zu Bett!“

„Ma! Ich habe noch nicht gefrühstückt.“

„Marisch! Hinauf!“

„Ma! Ich habe —“

„Wirst du gehorchen?“

„Ma —!“ Dieser letzte Schmerzensschrei kam schon aus der Ferne.

Barnes blickte auf und fand, daß auch Miß Anstruther gegangen war. Er erhob sich, trat auf die Veranda und zündete sich eine Cigarre an. „Jetzt oder nie!“ murmelte er, als er einige Züge gethan. Dann ging er in den Garten des Kasino. Nachdem er sich etwas umgesehen hatte, entdeckte er den Saum eines ihm wohlbekannten Kleides auf dem einsamsten Teil der Terrasse. Er warf seine Cigarre fort und lenkte seine Schritte dorthin.

„Enid!“ sagte er sehr leise.

---

Eine halbe Stunde später stürzte Maud in Marinas Zimmer und flüsterte ihr mit heiserer Stimme zu: „Ruhig! Schreien Sie nicht! Ma meint, ich wäre im Bette! Gehen Sie hinunter und retten Sie Enid!“

„Enid retten? Wie so!“ rief die schöne Corrin auf-

springend, und ihre Augen blitzten bei dem Gedanken, daß eine, die ihr teuer war, in Gefahr sei.

„Vor dem gräßlichen Mr. Barnes! Er hat sie hinter den Olivenbäumen auf der Terrasse zum Weinen gebracht.“

„Was meinst du?“

„Ich meine, er hat sich mit ihr verlobt! Es ist schrecklich! — Ich — ich —“ das Kind war ganz außer Atem vor Aufregung — „ich habe noch nie gesehen, wie einem Mädchen ein Heiratsantrag gemacht wurde — ich wußte, daß er das im Schilde führte — und statt zu Bett zu gehen — habe — ich — mich nach der andern Seite hinausgeschlichen und bin ihm nachgegangen — o — sie haben mir einen solchen Schreck eingejagt!“

Marina lachte leise bei diesen Worten und dann seufzte sie.

„Als ich sie zuerst sah — ich hatte mich hinter die Rosenbüsche gebückt — stand er etwas entfernt von ihr und sie schoß solche Blicke aus den Augen auf ihn, daß ich dachte, er würde weglaufen. Aber er ist sehr tapfer, ja, und dann kam er näher und sagte drei Worte: ‚Ich liebe Sie!‘ und das warf sie beinahe um, denn sie wurde auf einmal ganz wackelig und würde hingefallen sein, wenn er sie nicht gehalten und an sich gezogen hätte. Und dann fing sie an und sagte, er hätte sie so überrascht — das war eine Lüge — und dann flüsterte er etwas, was ich nicht verstanden habe, aber es schien, als ob es ein Ende mit ihr machte, und dann schielte sie ihn an, daß er ganz verrückt wurde.“

„Und Enid sagte nichts?“

„Wie konnte sie denn sprechen, er küßte sie ja in einem fort. Und dann sagte er etwas von einem Monat und sie rief: ‚O nein! nicht so bald!‘ und dann sagte er: ‚Zwei Monate?‘ und sie antwortete: ‚Wie du willst! Du hast mein Herz gestohlen — brich es nicht dadurch, daß du es mir wiedergibst!‘ Das habe ich auswendig gelernt, während ich hier herauf rannte — ich dachte, es wäre ganz hübsch und ich könnte es selbst mal brauchen.“

Hier aber brachte Marina Mauds Redefluß mit den überraschenden Scheltworten zu Stillstand: „Kein Wort mehr, du erbärmliches Geschöpf! Du hast mit deinen Augen das

heiligste Geheimnis eines Weibes entweiht und es mir erzählt!"

"Ich — ich — dachte, Sie wollten es gern hören! Sie haben es mir ja abgeloht!"

"Ein solches Geheimnis? Niemals! Geh auf dein Zimmer, und wenn du heute dein Gesicht wieder blicken lässest, soll deine Mutter die ganze Geschichte erfahren — Fort mit dir!" Und mit einem grimmigen Blick ihrer cor-fischen Augen und einer majestätischen Bewegung ihrer Hand schickte sie den schluchzenden Unhold zu Bett.

Marina besaß die Neugier eines Weibes, aber auch das Gewissen eines solchen und sie verschlang, was ihr geboten wurde. Aber als sie gesättigt war, gewann das Gewissen wieder die Oberhand und sie wandte sich zornig gegen das Geschöpf, von dem sie in Versuchung geführt worden war, wie Eva, das erste Weib, sich gegen die Schlange kehrte.

Als das Schluchzen des Kindes in der Ferne verklungen war, vergoß Marina selbst eine kleine Thräne. Ihre Augen waren noch davon gerötet, als Miß Anstruther sehr gelassen eintrat, wenn ihr Antlitz auch etwas mehr Farbe zeigte und ihr Haar nicht ganz so glatt war, als sonst. „Weshalb hast du mich nach dem Frühstück nicht zum Spaziergang abgeholt?“ fragte sie.

„Bist du allein gegangen?“ entgegnete Marina neugierig.

„Ja, aber zuletzt hatte Burton — ich wollte sagen, Mr. Barnes — Mitleid mit meiner Einsamkeit und — weshalb siehst du mich denn so komisch an? Himmel! Wer hat dir gesagt?“

„Maud!“

„Maud? Woher wußte sie?“

„Sie hat alles mit angesehen.“

„Großer Gott! Sie hat doch nicht gesehen, daß er mich küßte? — O Marina! Ich — das gräßliche Kind! Ich muß sie suchen! Sie wird es dem ganzen Hotel erzählen, o, was soll ich nur machen!“

Thränen des Verdrusses und der Scham standen in Enids Augen. Sie war im Begriff, das Zimmer eilig zu

verlassen, um die kleine Forscherin entweder mit Freundlichkeit zu gewinnen, oder mit Drohungen zu schrecken, als Marina den Arm um sie legte. „Ich habe Maub zum Schweigen gebracht. Sie ist für heute zu Bett geschickt, und nun sage mir, liebst du ihn, Carissima?“

„Ob ich ihn liebe? Meinst du, ich würde versprochen haben, ihn in zwei Monaten zu heiraten, wenn ich ihn nicht liebte?“

„Für mich wären zwei Monate eine lange Zeit, wenn ich an deiner Stelle wäre.“

„Ja, du bist eine Corfin — du würdest ihn in einem Monat heiraten, und das verlangte er auch von mir — du wärest ebenso ungestüm, wie er — du würdest für ihn passen.“ Bei diesen Worten übertrug Miß Anstruther großmütig einen von Barnes' Küssen auf Marina. „Ich muß dich jetzt verlassen, da ich an meinen Bruder schreiben will, dem ich es doch mitteilen muß. O, wie soll ich das nur anfangen? — Es ist doch schrecklich, verlobt zu sein!“ Damit lief sie fort.

Inzwischen war Barnes hinaufgegangen und hatte Lady Chartris gebeten, ihm kurze Zeit ihre Aufmerksamkeit zu schenken, eine Bitte, die von ganzer Seele gewährt wurde.

„Gnädige Frau,“ fing er an, „wollen Sie mir eine Gunst erweisen? Bitte, schreiben Sie an Lord Ferris — Sie wissen ja wohl, wo er sich gegenwärtig aufhält?“

„Ja,“ entgegnete die Dame, „er ist heute in Nizza, morgen kommt er hierher.“

„Genau so,“ fuhr der Amerikaner fort. „Bitte, schreiben Sie ihm nach Nizza und erwähnen Sie beiläufig in Ihrem Briefe, so ganz zufällig, meine ich, daß Enid sich mit mir verlobt hat.“

„Verlobt — mit Ihnen?“ Lady Chartris wiederholte diese Worte mit fast fassungsloser Verwunderung.

„Ja — wir werden innerhalb zwei Monaten heiraten!“

„In zwei Monaten!“

„Ich meine, es wäre gut, wenn Lord Ferris die Sache erführe, da es Enid eine peinliche Erklärung ersparen kann und dem Herrn eine nutzlose Reise mit einer Enttäuschung

am Ziel. Außerdem war es meine Pflicht, Ihnen, als Enids gegenwärtiger Beschützerin, diese Mitteilung zu machen."

"Und Enid zieht Sie einem Lord vor?" fragte Lady Chartris, der die Ueberraschung fast den Atem raubte, denn ein Lord war in ihren Augen etwas sehr Großes, da ihr verstorbener Gatte nur Baronet gewesen war.

"Ja, sie hat diesen sonderbaren Geschmack."

"Nun, wie sie will. Ich setze voraus, daß Sie genug besitzen, um ihr Leben so zu gestalten, wie sie es gewohnt ist? Sie müssen entschuldigen, daß ich eine solche Frage stelle, aber Enid ist noch sehr jung und ich fühle, daß ich ihrem Bruder dafür verantwortlich bin, daß sie keine Thorheit begeht, solange sie meiner Obhut anvertraut ist."

"Ganz gewiß!" entgegnete Barnes. "Sie haben das Recht, darüber Auskunft zu verlangen."

"Also gut!" Hier nahm Lady Chartris eine Miene großartiger Wichtigkeit an. "Was sind Ihre Aussichten?"

"Aussichten? — Ah — o, Sie meinen wohl in Bezug auf Geld? Ich habe nicht die geringsten."

"Nicht die geringsten Aussichten? Und Sie kommen hierher und wollen ein Mädchen heiraten, welches der Stern der letzten Saison in London war, dessen Familie eine der ältesten in England ist und das eine sehr großartige Verbindung schließen könnte?"

"Ich habe etwas Bessres als Aussichten, ich habe Rasse!" antwortete Barnes langsam.

"Wieviel beträgt Ihr Einkommen?"

"Sechzigtausend jährlich."

"Pfund?" schrie Lady Chartris fast.

"Nein, ich bedaure, nur Dollars, aber es ist genug."

"Genug? Na, ich sollte's denken! — Nun, Burton — ich werde Sie wohl jetzt Burton nennen müssen, Enid ist meine Cousine, wissen Sie — Sie haben das beste Mädchen in England erobert und ich hoffe, Sie werden es glücklich machen. — Sechzigtausend Dollars! Das sind zwölftausend Pfund jährlich — o, natürlich, Sie werden Enid glücklich machen. Wenn ich nicht so jung wäre, würde ich Sie küssen,

aber das könnte Ihre Braut eifersüchtig machen.“ Sie begnügte sich mit einem Händedruck.

Barnes war sehr froh, daß Lady Chartris zu jung war, um ihn zu küssen, aber diese Anspielung veranlaßte ihn, an seine Verlobte zu denken. „Lady Chartris,“ sagte er, „würden Sie die Güte haben, Enid hierher zu schicken und uns den Gebrauch dieses Zimmers für kurze Zeit zu gestatten? Ich muß mit ihr über Geschäftsangelegenheiten sprechen.“

„Natürlich — Geschäftsangelegenheiten!“ versetzte die muntere Witwe lachend.

„Ja,“ wiederholte Barnes ernst, „Geschäftssachen. Ich muß ihr sagen, daß wir Ihre Einwilligung haben.“

Diese Anerkennung ihrer Autorität machte Lady Chartris sofort zu seiner Bundesgenossin. „Sie können mein Zimmer so lange haben, wie Sie wollen, lieber Mr. Barnes,“ sagte sie und entfernte sich, um seinen Wunsch zu erfüllen.

Während er auf seine Braut wartete, überlegte der junge Mann, daß es nun, wo seine eignen Angelegenheiten so glücklich geordnet waren, wohl an der Zeit sei, sich in Bezug auf Enids Bruder Gewißheit zu verschaffen, und seine Gedanken beschäftigten sich mit diesem Geheimnis. Seine Träumerei wurde dadurch unterbrochen, daß sich eine kleine Hand auf seinen Arm legte und eine weiche Stimme flüsterte: „Weßhalb hast du nach mir verlangt?“

„Hast du den Brief an deinen Bruder geschrieben?“ fragte er, die Hand festhaltend.

„Ja, hier ist er,“ und Miß Anstruther reichte ihm den Brief.

„Ich habe den meinigen vor einer halben Stunde abgesandt,“ bemerkte er, „denn wir müssen die Sache etwas beschleunigen.“ Er klingelte und übergab dem eintretenden Kellner den Brief zur Beforgung auf die Post.

„Das wird wohl alles sein — Bur—ton?“

Das war das erste Mal, daß sie ihn mit dem Vornamen nannte. Das junge Mädchen errötete dabei und sprach ihn langsam aus, als ob sie ihrer Zunge einen besondern Genuß bereiten wolle; dann aber wandte sie sich

schamhaft ab und that so, als ob sie zur Thür gehen und sich entfernen wollte.

„Bei weitem nicht!“ rief Barnes, sie aufhaltend.

„Nicht?“

„Erstens, sage mir, weshalb du bei meinem Namen so stocktest? Gefällt er dir nicht?“

„O, weshalb fragst du das? Du weißt doch, daß es zum erstenmal war — Burton?“ entgegnete sie mit tiefem Erröten.

„Ja, das zweite Mal ging es schon viel besser,“ meinte er nachdenklich. „Weißt du, daß Lady Chartris mir dieses Zimmer auf eine Stunde geliehen hat und daß du die ganze Zeit hier bei mir bleiben sollst?“

„Da ich in zwei Monaten ohnehin deine Skavin werde, so ist es vielleicht am besten, wenn ich gleich gehorchen lerne.“ Sie sagte dies mit einem Ausdruck, als ob es ihr schwer werde, sich in ihr hartes Los zu finden, und gestattete ihm, sie neben sich aufs Sofa zu ziehen.

„Und nun muß ich einmal ernsthaft mit dir reden, Enid.“

Sie machte große, erstaunte Augen, als sie ihm ihr Gesicht zuwandte und ihn mit rührendem Ausdruck, der sein Herz rascher schlagen ließ, ansah. „Ernsthaft mit mir reden?“ rief sie. „O, was habe ich gethan? — Du mußt mich beehrt haben — ich, die ich gestern noch so stolz war — ich — O! Wenn du jemals unfreundlich gegen mich sein könntest!“

In diesen Worten trat eine Gemüthsstimmung zu Tage, die durchaus des Trostes bedurfte, und als Barnes seine Braut getröstet hatte, bis sie beide im siebenten Himmel zu sein glaubten, sagte er: „Ich möchte eine sehr ernste Frage an dich richten.“

„Nun?“

„Sag mir doch einmal, was du dir eigentlich dabei gedacht hast, als du dem Manne auf Marinas Bild in Paris eine Liebeserklärung machtest? Neulich sagtest du mir, es sei eine List gewesen?“ fragte er mit tiefem Ernst und erhielt zunächst ein helles Lachen zur Antwort. Nach einer Minute gelang es Miß Anstruther zu sagen: „Was? Bist du eifersüchtig auf das Geschöpf von Leinwand?“

„Keine Spur! Aber ich bin neugierig, ich möchte es gern wissen.“

„Nun also. Mrs. Bavaffour zog mich immer mit meiner — meiner — hm — Neigung für einen gewissen Herrn auf — Lord — du weißt ja, ‚der Andre‘ — er ist ihr Nefse, und da sie eine einmal gefaßte Idee nicht leicht wieder fahren läßt, so wollte ich der Sache dadurch ein Ende machen, daß ich ihr sagte, mein Herz sei nicht mehr mein — und dazu suchte ich mir das unschädlichste Individuum aus, an das ich meine Neigung wegwerfen konnte — es war der eklige Kerl auf der Leinwand.“

„Das war alles?“

„O, nun bist du wirklich eifersüchtig! — Das ist köstlich! Weißt du wohl, daß du mich manchmal“ — sie betrachtete Barnes sehr genau — „an ihn erinnerst?“

„Sehr verbunden für die Schmeichelei — darf ich noch eine andre Frage an dich richten?“

„Noch nicht zufrieden gestellt? Noch immer eifersüchtig? — Ich fürchte, du wirst ein richtiger Blaubart werden?“

„Nein, ich bin nicht eifersüchtig. Du wirst eines Tages einsehen, daß ich auf den gar nicht eifersüchtig sein kann. Aber du interessierdest dich schon vorher für das Bild — wie kam das?“

Das Lachen auf Enids Lippen erstarb und sie zögerte einen Augenblick. „Ich weiß, ich darf keine Geheimnisse vor dir haben, Burton,“ sagte sie dann zögernd, „aber dies ist nicht mein Geheimnis, sondern das eines andern.“

„Gut, dann sage mir, was du kannst, ohne jemand bloßzustellen,“ entgegnete Barnes. „Glaube mir, daß ich nicht ohne Grund frage.“

„Was ist das für ein Grund?“ fragte Miß Anstruther zurück, welche jetzt selbst neugierig geworden war, eine Frage, die Barnes mit den Worten ablenkte: „Ich weiß, ich darf keine Geheimnisse vor dir haben, Enid, allein dies ist nicht mein Geheimnis, sondern das eines andern.“

„Ah!“ rief die junge Dame. „Ein Geheimnis? Heraus damit!“

„Zuerst beantworte meine Frage!“

„Mein Interesse an dem Bild wurde durch einen Brief aus Aegypten erweckt. Es war darin ein Duell geschildert, in welchem ebenfalls eine Glücksmünze eine Rolle spielte, gerade wie auf dem Bilde, aber der Zweikampf in meinem Brief hatte für beide Teile keinen tödlichen Ausgang.“

„Der Brief war vermutlich von deinem Bruder?“

„Ich — siehst du, ich darf dir das eigentlich nicht sagen.“

„O, er kam also nicht von deinem Bruder? — Ohne Zweifel von einem andern Herrn!“

„Ja, ja, er kam von meinem Bruder, du eifersüchtiger Mensch!“ entgegnete Miß Anstruther lachend.

„Kennst du die Hauptperson des Duells?“

„Nein. Edwin hat mir den Namen nicht genannt — er hat mich eigentlich gebeten, gar nicht von der Sache zu sprechen. Wenn sie bekannt wird, kommt der Offizier vor ein Kriegsgericht, und er kann doch seinen Kameraden nicht ins Unglück bringen.“

„Natürlich nicht!“

„Und nun — weshalb wolltest du das alles wissen?“

„Ich war eifersüchtig,“ log Barnes, denn er war jetzt gewisser als je, daß sein Verdacht in Bezug auf Edwin Anstruther begründet war, aber er fühlte auch die Unmöglichkeit, Enid zu sagen, daß ihr Bruder den Tod eines Nebenmenschen auf dem Gewissen habe. Aber daß Edwin und Marina sich niemals wiedersehen dürften, war ihm völlig klar.

„Eifersüchtig!“ rief das junge Mädchen. „Zuerst auf einen Mann in einem Bild und dann auf einen Mann in einem Brief! — O, was für ein Leben liegt vor mir! — Weißt du nicht, daß ich furchtbar köstlich bin?“

„Ich zweifle keinen Augenblick, daß du das warst — aber jetzt,“ entgegnete Barnes und machte den Versuch, seinem Gesicht den Ausdruck eines Othello zu geben, „jetzt hast du dich gebeffert.“

„Vielleicht!“ bemerkte Enid. „Ich bin deiner noch nicht müde geworden, aber — ich kenne dich auch erst eine Woche!“

„Ja, genau vor einer Woche schnittest du mich in der schönsten Weise in dem Eisenbahnzug zwischen Paris und Tonnerre,“ antwortete Barnes, nach der Uhr sehend.

„Vor einer Woche kannte ich dich noch nicht und war doch glücklich — und jetzt — wenn ich dich nicht kannte, wäre das Leben inhaltslos für mich.“

„O, dann wäre ja ‚der Andre‘ noch da!“ lachte Barnes übermütig.

Nach diesen Worten traf ihn ein so vorwurfsvoller Blick aus Enids Augen, daß er fühlte, er schulde ihr eine Genugthuung, und nun spielte sich ein kleines lyrisches Gedicht zwischen ihnen ab, worüber ein cyniker vielleicht gespottet haben würde. Ihm aber gefiel es so gut, daß Lady Chartris fand, Mr. Barnes' geschäftliche Besprechung mit seiner Braut dauere etwas lange. — — —

Wenn man glücklich ist, vergeht die Zeit rasch. So schwand auch für unsre Liebenden eine Woche wie im Fluge dahin, und als Barnes eines Abends von einer Spazierfahrt mit Enid zurückkehrte, fand er einen Brief von dem Bruder der jungen Dame vor. In dem Augenblick, wo er ihn geöffnet hatte, wußte er auch, daß der Brief von einem durch und durch liebenswürdigen Menschen geschrieben war.

„J. M. S. ‚Sealark‘.  
„Gibraltar, 14. Mai 1883.

„Mein lieber Barnes!

„Sie verlangen meine Einwilligung zur Verheirathung mit meiner Schwester. Ich gebe dieselbe hiermit aus folgenden Gründen: erstens, in ihrem Briefe an mich von demselben Tage sagt Enid, daß sie Sie liebe und daß Sie der einzige Mann in der Welt sind, der sie glücklich machen kann, — und das ist alles, was ich verlange, da sie mir sehr teuer ist. Zweitens, wenn Sie dem Ideal männlicher Vollkommenheit, welches, wie ich weiß, Enid sich gesetzt hat, einigermaßen nahe kommen, müssen Sie ein prächtiger Mensch sein und ich bin sicher, daß Sie auch mir gefallen werden, wenn ich Sie kennen lerne, was in etwa vierzehn

Tagen in England der Fall sein wird, da die „Sealarf Heimatsordre hat.

„In Bezug auf die geschäftliche Seite der Sache will ich folgendes erwähnen: Enid besitzt zwanzigtausend Pfund, die für sie fest angelegt find, und Sie werden darin gewiß keine Aenderung wünschen.

„Gegen die Verheirathung meiner Schwester mit einem Amerikaner, der reich genug ist, England häufig besuchen zu können, kann ich keine Einwendung machen und nach dem, was Sie mir über Ihre Vermögensverhältnisse mitgeteilt haben, können Sie ja so ziemlich leben, wie und wo Sie wollen.

„Die finanziellen Festsetzungen, welche Sie vorschlagen, sind freigebiger, als ich oder meine Schwester erwarten oder verlangen können. Ich glaube aus Ihrem Briefe entnehmen zu sollen, daß Ihnen beiden allem Anschein nach viel daran gelegen ist, die Lebensreise so bald als möglich gemeinsam anzutreten. Es wäre demnach am besten, wenn Sie nach Empfang dieses alsbald nach London abreisten und dort das weitere mit H. Mortimer, Sachwalter, Nr. 14, Cornhill, besprechen. Er besorgt die Geschäfte unsrer Familie schon seit einer Generation und länger. Ich habe ihm das Nötige über Sie mitgeteilt und jede Abmachung, die ihn zufriedenstellt, wird auch meine Zustimmung finden. Enid wird unter Lady Chartris' Obhut zurückkehren, welche, soviel ich weiß, in etwa drei Wochen nach England reist.

„Indem ich Ihnen alles Glück wünsche und Ihnen gratuliere, daß Sie das beste Mädchen in ganz England, das mir die liebevollste und teuerste Schwester war, gewonnen haben, verbleibe ich

Ihr

Edwin G. Anstruther.“

Der Brief war gerade so, wie Barnes sich gewünscht hatte. Er begab sich zu seiner Braut und reichte ihn ihr, ohne ein Wort zu sprechen. „Der liebe, liebe Mensch,“ sagte sie, als sie ihn gelesen hatte, und fügte dann nach einer kurzen Pause der Ueberlegung hinzu: „Du siehst, er nimmt

als selbstverständlich an, daß du meiner würdig bist. Ich glaube, er muß dich schon einmal gesehen haben."

Das war genau das, was Barnes sich in seiner Bescheidenheit selbst gesagt hatte. „Ich stimme mit dir überein — du hast wohl eine Menge Bilder von ihm in England?"

„Ja!" antwortete sie.

„Sag mir, wo ich eins finde — dann wird es sich herausstellen, ob unsre Vermutung begründet ist."

„Du bist ja gräßlich ungeduldig. Also, wenn du nach Beechwood kommst, dann sieh das große Photographiealbum im Salon an, das dritte Bild darin ist er."

„Schön! Ich gehe morgen nach England, ich werde mir ihn anschauen."

„Morgen schon?" fragte Miß Anstruther mit einem tiefen Atemzug.

„Ja, ich habe keine Zeit zu verlieren, wir haben nur noch sechs Wochen bis zu unsrer Hochzeit."

„Dann ist dies der letzte Abend unsres Zusammenseins für — für volle vierzehn Tage," meinte Enid traurig.

„Du könntest wohl Lady Chartris nicht überreden, gleich mitzureisen, wie?" schlug Barnes eifrig vor.

„Ich will's versuchen," rief Enid und eilte aus dem Zimmer, kam aber sehr bald schmollend und niedergeschlagen zurück. „Das selbstfüchtige Geschöpf!" murmelte sie mit einem Seufzer. „Sie will nicht vor dem 1. Juni nach England zurückkehren, in ihrem Hause sind Maler und Tischler."

„Nun, ich kann es ihr nicht verdenken, daß sie vor Malern und Tischlern Reißaus nimmt," lachte Barnes. „Laß uns also unsern Abend so gut als möglich ausnützen. Wir wollen auf die Terrasse gehen."

Der Gedanke an die bevorstehende Trennung machte seine Geliebte zärtlicher und hingebender, als sie je gewesen. Sie bezauberte Barnes damit, daß sie ihn Blicke in das innerste Heiligtum ihres Herzens thun ließ, und als sie sich trennten, sagte sie: „Ich treffe dich morgen beim Frühstück, ich nehme also jetzt noch nicht Abschied," aber als er sie dann in seine Arme nahm, um sie zu küssen, wurde ihm eine

große Ueberraschung zu teil! Seit sie seine Liebe angenommen, hatte sie seine Liebkosungen gestattet, aber bis zu diesem Augenblick hatte sie ihn noch nie geküßt. Jetzt aber preßten sich zwei zarte Lippen in überströmender süßer Leidenschaft auf die seinigen und er fühlte ihren Kuß, dann riß sie sich los und rannte die Treppe hinauf. Barnes blieb allein auf der Terrasse, in einem Tumult der seligsten Gefühle, so daß er volle fünf Minuten vergehen ließ, ehe er sich entschließen konnte, die Nachempfindung dieses Kußes dadurch zu zerstören, daß er seine Lippen durch eine Cigarre entweihete.

Raum hatte er dies jedoch gethan, als ihm zwei große, leidenschaftliche Augen in der Dunkelheit entgegenblitzten. „Grausamer!“ flüsterte eine weiche, südlische Stimme, heiser vor Erregung.

„Ich — ich bitte um Entschuldigung, Mademoiselle Paoli,“ entgegnete er, „ich verstehe Sie nicht ganz.“

„Das sollen Sie. Sie haben mir meine Freundin gestohlen. Ich sehe Enid nie mehr. Sie sind daran schuld, daß sie mich verlassen hat, wo ich einsam und allein bin.“

Die Beschuldigung war vollständig begründet. Mr. Barnes hatte Miß Anstruther während der ganzen Woche verhindert, mehr als ein paar flüchtige Worte mit Marina zu sprechen. Er hatte mit großer Umsicht die Tage seiner Braut so eingeteilt, daß die beiden jungen Mädchen nur wenig zusammenkamen, denn er fürchtete, daß eine wachsende Vertraulichkeit zu einem Wiedersehen Marinas und Edwin Anstruthers führen könne. Enid hatte er davon natürlich nichts gesagt.

Ein neuer leidenschaftlicher Ausbruch der Corfin verhinderte ihn an der Antwort. „Bin ich unwürdig, mit Ihrer nordischen Geliebten zu verkehren? Könnte ich ihr Schaden zufügen, weil ich unglücklich bin? Habe ich jemals etwas andres als Gutes von Ihnen gesagt? Oder betrachten Sie mich als eine Verfluchte, weil jener Schwur auf meiner Seele lastet?“

Der Amerikaner überlegte einen Augenblick. „Solange Sie die Pläne eines Muehelnörders in sich nähren und

mit sich umhertragen, sind Sie allerdings nicht würdig, mit der Dame zu verkehren, welche meine Gattin werden wird. Der letzte Wunsch Ihres Bruders auf dieser Erde war, daß sein Tod Ihr Leben nicht zerstören solle. Sie sind dazu geschaffen, zu lieben und glücklich zu sein, nicht dazu, zu hassen und verflucht zu werden."

"Gott weiß es," flüsterte sie, "wie sehr ich versucht habe, so zu denken, wie Sie. Ich habe Sie und Ihre Geliebte, die ihr euch so innig liebt, angesehen, wie ein verlornen Geist das Paradies betrachtet, welches er nie betreten darf. Sie sind einer der Seligen, seien Sie barmherzig gegen eine Ausgestoßene und berauben Sie mich nicht der einzigen Freundin, die ich auf Erden habe!"

"Sie haben Danella," sagte Barnes kurz, dem die Verzweiflung und Vereinsamung des schönen Mädchens zu Herzen ging und der der peinlichen Unterredung gern ein Ende machen wollte.

"Danella!" schrie Marina fast. "Der Teufel, dessen einzige Hoffnung meine Verzweiflung ist, er, der weiß, daß ich gezwungen bin, mich an ihn und seine verhaßte Liebe zu klammern, weil ich keine andre Zuflucht auf Erden habe? Ich verstehe ihn nicht, — ich verabscheue, — ich fürchte ihn!" Ihre Stimme zitterte und ihre Gestalt bebte, wie in Furcht vor etwas Unbekanntem.

"Dann befolgen Sie meinen Rat," entgegnete Barnes etwas weicher, denn kein Mann wäre beim Anblick der Verzweiflung eines so lieblichen Geschöpfes ungerührt geblieben, und zerstören Sie Danellas Hoffnung sofort dadurch, daß Sie eine Jagd aufgeben, deren Erfolg Ihnen noch mehr Elend bringen würde, als ihr Mißlingen."

"Ah! Wollen Sie, daß ich nach meiner lieben Heimatinsel zurückkehre und der Spott meiner Nachbarn werde? Daß sie mir den Rimbecco singen und daß ich sie rufen höre: 'Eine Paoli hat vergessen, daß sie eine Corsin ist! Ihr Bruder ist gemordet und der Mörder lebt!?' Nein, nein, nur das nicht! Das könnte ich nicht ertragen. Gehen Sie Ihren Weg, ich werde den meinen gehen. Ihre nordische Lilie soll nicht durch die Berührung mit einem Weibe

befleckt werden, welches Mord im Herzen trägt!" Und siekehrte ihm stolz den Rücken. Als sie aber nicht mehr von ihm gesehen werden konnte, begann sie verzweiflungsvoll zu stöhnen und schwankte nach ihrem Zimmer. Dort fand sie ein Telegramm:

„Du darfst hoffen!

Danella.“

„Hoffen? Für mich gibt's keine Hoffnung! Andre können lieben und glücklich sein — aber ich, die ich hasse, — ich bin verflucht!" rief das unglückliche Mädchen und warf sich aufs Bett und rang mit seiner Verzweiflung, bis der Schlaf, welcher so gütig gegen die ist, die da leiden, endlich auch zu ihr kam und ihr Frieden brachte.

---

### Fünfzehntes Kapitel.

#### Endlich!

Eine frühe Abreise bedingt ein zeitiges Frühstück, als aber Barnes herunterkam, fand er Miß Anstruther bereits am Tisch. Sie sah sehr hübsch aus, schien aber nicht ganz ihre gewöhnliche gute Laune zu haben. „Sieh," rief sie ihm entgegen, „ein Unglück kommt selten allein. Du verlässest mich und Marina schickt mir dies." Dabei hielt sie ein dreieckiges Briefchen empor.

„Nun? Und was enthält es?"

„Schreckliche Neuigkeiten."

„Schreckliche Neuigkeiten?" Barnes machte ein langes Gesicht.

„Als ich sie vor zwei Tagen bat, eine meiner Brautjungfern zu sein, versprach sie mir, nach dem lieben, alten England kommen und Zeuge sein zu wollen, wie aus Enid Anstruther Enid Barnes wird, und nun schickt sie mir dies, worin sie mir sagt, daß sie nicht im stande sei, meine Ein-

ladung anzunehmen. Das sind doch schreckliche Neuigkeiten, wie?" sagte Enid mit einem niedlichen Schmolzen.

"Also das ist's," entgegnete Barnes, sehr erleichtert durch den Gedanken, daß ein Zusammentreffen Edwins und Marina's dadurch sehr unwahrscheinlich wurde und daß die Besprechung des gestrigen Abends so gute Folgen gehabt hatte. Er war jedoch zu klug, um diese Seite der Angelegenheit Enid gegenüber zu erwähnen, die ihm eine schöne Schlacht geliefert haben würde, wenn sie geahnt hätte, wem sie die Absage ihrer Freundin zu danken hatte. Als er den betäubten Ausdruck seiner Braut wahrnahm, fuhr er demnach fort: "Kennst du denn nicht irgend ein Mädchen in England, das an ihre Stelle treten kann?"

"Was für 'ne Idee! Natürlich hunderte! Aber ich wollte sie haben. Du siehst so aus, als ob dir die Sache ganz recht wäre. Wie würde es dir gefallen, wenn jemand ein gegebenes Versprechen zurücknähme? Was würdest du denken, wenn ich meinen Entschluß, deine Braut sein zu wollen, änderte? Kennst du nicht irgend ein Mädchen in England, das an meine Stelle treten könnte?" fragte Enid mit stolzem Spott.

Es gibt nur eine Art, eine solche Frage einer Braut zu beantworten, und Barnes that dies so sehr zu ihrer Zufriedenheit, daß Marina bald in dem süßen Schmerz des Abschieds vergessen war. Miß Anstruther begleitete ihn nach dem Bahnhof, und obgleich sie sich vorgenommen hatte, sich wie eine spartanische Jungfrau zu benehmen, so vergaß sie diesen Entschluß im letzten Augenblick und beglückte ihren Geliebten mit einigen rührenden Thränen, welche in ihren blauen Augen glänzten, wie der Morgentau auf Weiden. Sie habe ein Vorgefühl, als ob sie sich nie, nie wiedersehen würden, sagte sie, und nachdem sie sich durch einen raschen Blick überzeugt hatte, daß die Wagenabteilung leer war, warf sie allen Stolz von sich und gab ihm einen innigen Kuß. "Mein einzig Geliebter, wenn wir nur verheiratet wären, daß ich dich nie zu verlassen brauchte," flüsterte sie und drückte dabei etwas in seine Hand, was ihn an sie erinnern sollte. So schied sie ihn fort, traurig, aber doch

stolz und glücklich, als er das Geschenk betrachtete, ein Medaillon, mit dem süßen Antlitz seiner Geliebten und einer Locke ihres sonnigen Haares.

Als sie seinen Blicken entschwunden war, musterte er im Geiste die Reliquien der beiden glücklichsten Wochen seines Lebens und fand, daß sie aus einem kleinen Handschuh, den er ihr gestohlen hatte, einem auf dieselbe Art erworbenen Spizentaschentuch, ein paar verwelkten und vertrockneten Blumen, dem Medaillon mit den Schätzen, welches es umschloß, bestanden und, was das Köstlichste war, Enid Anstruthers Herz, Liebe und Treuegelöbniß. Und dafür hatte er alles hingegeben, was er auf Erden besaß, sich selbst mit eingeschlossen, und er war stolz auf den Tausch, obschon er vor einem Monat jeden ausgelacht haben würde, der ihm gesagt hätte, daß es ein noch höheres Glück gibt, als das sorglose, leichte Junggesellenleben, welches er bis zu dem Tage, der ihn mit Enid zusammenführte, gelebt hatte. Mit diesen Gedanken beschäftigte er sich, bis Nizza hinter ihm lag. Dann kamen andre Bilder. „An dieser Station war sie durstig und ich holte ihr ein Glas Wasser.“ — „Dies war das Zimmer, wo wir am Morgen zusammen frühstückten.“ — In Lyon begegnete er dem Schaffner, der seinen Engel hatte Hunger leiden lassen und er überraschte diesen Biedermann im höchsten Grade durch ein Geschenk von hundert Franken. Seine Reise wurde so zu einem schönen Traum der Vergangenheit, bis er Paris verließ. Dann wurde sie ein Traum der Hoffnung, sie in London wiederzusehen und glücklich zu sein, bis an sein seliges Ende.

Miß Anstruther kehrte in mißvergnügter zerfahrener Stimmung in ihr Hotel zurück, welche für diejenigen, denen sie die Ehre ihrer Gesellschaft zu teil werden ließ, einige unangenehme Ergebnisse herbeiführte.

Die erste Unglückliche, die ihr in die Hände geriet, war Maud. Diese junge Dame stürzte sich blindlings und in der kopflosesten Weise in ihr Schicksal, denn sie hatte nicht sobald bemerkt, daß Enid wieder in ihrem Zimmer war, als sie zu ihr eilte und ihr ins Ohr flüsterte: „Es ist gut, daß er fort ist.“

„Gut, daß er fort ist? Was meinst du?“

„Wie, Enid? Hast du denn nicht gemerkt, daß sie versuchte, ihn dir abwendig zu machen?“

„Sie? Wer?“

„Na, die fremde Kaze, Marina natürlich!“ erwiderte Maud, welche die schöne Corfin mit dem ganzen Abscheu eines Kindes gegen die, die ungerecht gegen es gewesen sind, haßte, seit Marina ihr die Einzelheiten von Enids Verlobung abgelockt und sie dann für diesen Verrat des Geheimnisses zu Bett gejagt hatte.

„Marina? Unmöglich!“ schrie Enid fast.

„Ja, du kennst sie nicht. Die ist so falsch. Die thut, als ob sie dich liebte — aber sie liebt ihn!“

„Was? Das wagt sie?“ zischte Miß Anstruther und ihr Antlitz nahm einen harten Ausdruck an bei dem Gedanken, daß Marina einer Missethat schuldig sein könne, die sie selbst doch auch begangen, nämlich des Verbrechens, Barnes zu lieben.

„O, die wagt alles, die ist eine Hauptverschwörerin — sie erhält Telegramme.“

Telegramme haben in Mauds Augen eine wunderbare verschwörerische Bedeutung. Nachdem sie eine Weile gewartet hatte, um diese vielsagende Mitteilung gehörig wirken zu lassen, fuhr Miß Chartris fort: „Weshalb schickte sie mich denn zu Bett, als ich ihr erzählt hatte, du seiest mit ihm verlobt, wenn sie ihn nicht liebte? Sie war wütend, natürlich. Und dann gestern abend! Ich war unten, um ein Armband von Ma, welches ich geborgt und verloren hatte, zu suchen, und da sah ich sie, wie sie euch beide da unten auf der Terrasse beobachtete, wie ein Teufel aus der Hölle sah sie aus — so groß waren ihre Augen! Und als du fortgegangen warest, da kam sie herausgeschlichen und dann hatte sie einen furchtbaren Auftritt mit Barnes und nachher hörte ich sie schluchzen, als ob ihr das Herz brechen sollte, und wenn ich auch nicht gesehen habe, daß er sie geküßt hat, so wäre es doch ganz gut, wenn du ein bißchen auf deinen Mr. Barnes von New York acht gibest. — O, Enid! Großer Gott! Bringe mich doch nicht um!“ Es war ein Schrei

der furchtbarsten Angst, denn Miß Anstruther hatte sie bei den Schultern gefaßt und schoß einen Blick auf sie, der einer Boadicea, die unter dem römischen Joch hindurch gegangen ist, würdig war.

Es hätte alles ganz gut für die unselige Maud ablaufen können, hätte sie sich nicht die letzte Anspielung auf den abwesenden Barnes erlaubt. Jetzt aber kannte Enid keine Gnade mehr für das Mädchen, von welchem sie so gefoltert worden war. „Das,“ rief sie, „ist dafür, daß du versucht hast, mein Herz zu brechen, und das für deine Lügen über ihn und nun mache, daß du fortkommst!“ Eine Aufforderung, der Folge zu leisten, Maud sich beeilte, denn jedes „das“ war von einem Schütteln mit so wütender Kraft begleitet, daß ihr die Zähne im Munde rasselten.

Sie stürzte aus dem Zimmer. „Was ist denn nur los?“ stöhnte sie, als sie ihren Atem wiedergefunden und sich die Augen getrocknet hatte. „Enid war doch sonst so gut — Heiliger Georg! Wenn ich einmal verlobt bin und meine jüngere Schwester wagt es, etwas Schlechtes von ihm zu sagen, ich glaube, ich würde sie morden! Aber ich werde mich von jetzt an allein für mich halten und ich denke, ich weiß schon, wie ich mich an Enid rächen kann. Warte nur!“ Denn Miß Chartris war eine kleine Philosophin, wenn ein solches Mißgeschick sie befiel.

Enid schluchzte etwas und versuchte dann einen Roman zu lesen. Unglücklicherweise kam aber darin ein weiblicher Judas vor, und das regte sie so auf, daß sie, als der Nachmittag herangekommen war, mangels einer andern Beschäftigung auf den Gedanken kam, Marina aufzusuchen, um mit ihr über die Brautjungferangelegenheit zu sprechen — denn sie würde sich selbst niemals eingestanden haben, daß sie ein Wort von dem glaubte, was Maud ihr erzählt hatte.

Als sie das Zimmer der Corfin erreichte, war sie höchst überrascht, dort den alten Tomasso, anscheinend sehr aufgereggt, mit Packen und sonstigen Reisevorbereitungen beschäftigt zu finden. Sein ausdrucksvolles Gesicht, welches wie eine Radierung nach einem Gemälde aus dem vierzehnten Jahrhundert aussah, zeigte tausend kleine Falten, als er

lächelnd vor sich hin flüsterte: „Gott ist gnädig! Ich werde Antonio gerächt sehen, ehe ich sterbe!“ Denn Marina hatte ihm soeben ein Telegramm von Gibraltar vorgelesen:

„Ich bin beinahe gewiß, daß ich ihn gefunden habe. Erwarte mich nicht später als übermorgen in Nizza.

Danella.“

Marina empfing die junge Engländerin sehr kalt, gab aber Tomasso einen Auftrag, der ihn nötigte, das Zimmer zu verlassen.

„Du reiseest?“ fragte Enid erstaunt und etwas empfindlich, „und du hast mir nichts gesagt?“ Sie konnte den Gedanken nicht abwehren: „Weil Barnes abgereist ist, geht Marina auch.“

„Ja,“ erwiderte die Angeredete, „ich habe ein Telegramm erhalten, welches mich plötzlich in Geschäftsangelegenheiten von Monte Carlo abrückt. Ich hatte übrigens die Absicht, dir Lebewohl zu sagen.“

„Und ist es diese Geschäftsangelegenheit, welche dich verhindert meine Brautjungfer zu sein?“

„Ja.“

„Aber meine Hochzeit ist doch erst in sechs Wochen — bis dahin werden doch deine Geschäfte erledigt sein!“

„Das hoffe ich! Aber wenn auch — ich kann deine Einladung doch nicht annehmen.“ Das wurde in sehr kaltem Ton gesprochen, aber ein sehr trauriger Seufzer begleitete die Worte.

Enid war überzeugt, daß es ein Seufzer der Sehnsucht war — vielleicht für Barnes? Einen Augenblick war sie eifersüchtig, allein als sie das hoffnungslose Elend in den Zügen des schönen Mädchens erkannte, dessen traurige Vereinsamung sie vielleicht noch bitterer gemacht hatte, fühlte sie das tiefste Mitleid und dies kam auch in ihrer Stimme zum Ausdruck, als sie sagte: „Es thut mir sehr, sehr leid, daß ich dich bei meiner Hochzeit vermissen soll, aber vielleicht ist es besser so.“

„So bist du froh, daß ich dir abgeschrieben habe?“ flüsterte Marina mit einem vorwurfsvollen Blick, und als

sie nun eine kleine Spur zurückweisenden Stolzes in Enids Haltung wahrzunehmen glaubte — denn obwohl diese sich bestrebte, dagegen anzukämpfen, kehrte der Gedanke doch immer wieder zurück, daß ihre Freundin in ihren Verlobten verliebt sei — rief die Corfin plötzlich aus: „Weshalb siehst du mich so kalt an? Ah! Er hat's dir gesagt!“

„Er? Wer? Was gesagt?“ erwiderte Enid, sich von Marina, deren Hand bittend auf ihrem Arm lag, etwas zurückziehend.

„Signor Barnes. Mein Gott! Du verachtest mich!“

Diese überraschenden Worte waren eine bittere Enttöhlung für Enid. Sie sagten ihr, daß die Corfin von der Furcht erfüllt sei, Barnes habe sie in ein, Marina betreffendes Geheimnis eingeweiht. Zwischen ihrem Verlobten und Marina mußte es also etwas geben, woran sie keinen Teil hatte. Sie betrachtete das junge Mädchen, welches in beinahe vollendeter Schönheit vor ihr stand, und war nun wirklich eifersüchtig. Zwar gelang es ihr, sich zur Ruhe zu zwingen, aber ihre Stimme klang eifig kalt und hochmütig, als sie sagte: „Ich verachte Sie nicht, ich bedaure nur, daß Sie so wenig Selbstbeherrschung besitzen. Wir Engländerinnen sind es nicht gewohnt, unsre Leidenschaften unsern Nebenbuhlerinnen zu verraten. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, Mademoiselle Paoli.“

Sie wandte sich der Thüre zu, um das Zimmer zu verlassen, allein sie sah sich aufgehalten.

„Nebenbuhlerinnen?“ rief Marina, sie am Arme fassend. „Noch nicht!“ fuhr sie entschlossen fort. „Nicht eher, bis du mir dies Wort erklärst hast.“

„Ich ersuche Sie, nicht auf einer Erklärung zu bestehen.“

„Ich bin ebenso stolz, wie du. Ich bestehe darauf.“

„Gut! Wenn Sie mich dazu zwingen, sollen Sie Ihren Willen haben. Sie lieben den Mann, der mein Verlobter ist!“

Als die junge Engländerin diese Worte mit einem zornigen und verachtungsvollen Blick ausgesprochen hatte, sah die Corfin sie mit großen, erstaunten Augen an und lachte leise, beinahe spöttisch: „Ich liebe? Und ihn?“

„Wagen Sie nicht zu leugnen!“ antwortete Enid ergrimmt. „O, ich hielt Sie für zu edel, als daß Sie einen Mann lieben und ihn dann hinter seinem Rücken verhöhnen könnten.“

„Ich ihn lieben? Bist du toll?“

„Nein — Sie sind toll — Sie sind unfreundlich gegen mich, weil ich ihn liebe, und wenn wir uns unsres Glücks erfreuen, betrachten Sie uns, als ob Sie uns beneideten!“

„Das thue ich auch!“ Dabei stieß Marina einen tiefen Seufzer aus, der so mitleiderregend war, daß er jedermann überwunden haben würde, nur nicht ein eifersüchtiges Weib.

„Ah! Sie gestehen es also ein? Gestern abend sind Sie ihm nachgeschlichen und haben ihn getroffen und um seine Liebe gebettelt, und als Sie sein treues Herz mit Ihren schönen falschen Augen und Ihrer süßlichen Anmut mir nicht abwendig machen konnten, haben Sie hier in Ihrem Zimmer Ihren Schmerz ausgemeint.“

„Und er hat dir das vorgelogen?“

„Er? Burton? Nie! Er hat kein Wort gesagt, er ist viel zu edel, ein Weib bloßzustellen, das sich vor ihm erniedrigt hat. Aber ich weiß es doch!“

„Halt ein!“ rief Marina mit furchtbarer Stimme.

Alein Enid Anstruther gehörte einer Rasse an, welche mit ihrer trotzigen nordischen Tapferkeit manchem Angriff südllicher Ritterschaft widerstanden hat. Sie war jetzt ebenso wenig aufzuhalten, als ihre Vorfahren bei Grecy oder Azincourt oder in spätern Jahren bei Ramilliers oder Waterloo aufzuhalten waren, und sie fuhr deshalb fort: „O, wie können Sie mir so kühn ins Auge sehn nach Ihrem Verrat? Und ich habe Sie so geliebt, weil Sie mir den Bruder gerettet haben! Warum erröten Sie nicht? Warum schämen Sie sich nicht und warum fallen Sie nicht auf die Kniee, mich um Verzeihung zu bitten? Dann könnte ich Ihnen vielleicht vergeben, denn ich selbst weiß ja am besten, wie schwer es ist, ihn nicht zu lieben. — Ah! Jetzt wirfst du weich! Jetzt bereuust du!“ Bei der Erwähnung des Bruders hatte Marina angefangen zu zittern und Thränen waren

ihr in die Augen getreten, und das hatte auch Enid unwillkürlich veranlaßt, wieder zu der traulichen Anrede zurückzukehren.

„Halt ein!“ rief die Corfin noch einmal. „Laß mir Gerechtigkeit widerfahren. — Ihr kalten, gelassenen, nordischen Leute rühmt euch eurer Gerechtigkeit! Höre mich an und sei gerecht auch gegen mich — ich liebe!“

„Ah!“ rief Enid mit neu erwachendem Zorn.

„Ich liebe — nicht den Mann, den du meinst, sondern einen andern! Ebenso heiß, vielleicht noch heißer als du, — aber ich liebe ihn ohne Hoffnung!“

„Ohne Hoffnung? O, wie schrecklich!“ flüsterte Enid, die in einem Augenblick aus einem rächenden Weibe zu einem teilnahmevollen geworden war. „Ist es möglich? Liebt er dich nicht wieder?“

„Das weiß ich nicht. Ich wage es nicht, daran zu denken. Einen einzigen süßen Augenblick glaubte ich, daß er mich vielleicht liebe, dann aber floh ich vor ihm, weil ich ein Gelübde auf meiner Seele habe, und damit einen Mann zu heiraten, der mich liebt, wäre eine Nichtswürdigkeit!“

„Ein Gelübde? — Ja, du wirst Nonne.“

Bei diesen Worten lachte Marina mit einem Ton, der bis in die innerste Seele wehe that. „Nein! Mein Gelübde bindet mich eher an die Hölle als an den Himmel! Das war es, worüber Mr. Barnes gestern abend mit mir sprach. Er sagte, ich sei nicht würdig, mit dir zu verkehren, solange ich die Leidenschaft eines Meuchelmörders im Herzen, das Gelübde eines Meuchelmörders auf dem Gewissen habe!“

„Ah! Du bist Nihilistin?“ fragte Miß Anstruther, und als dann furchtbare Visionen von unterirdischen Verliesen, wo Marina die Knute erhielt, vor ihr auftauchten, rief sie atemlos: „Gib es auf — um meinetwillen!“

„Nein, niemals! Mein Schwur ist mir heilig!“ erwiderte die Corfin, denn sie hielt das Gelübde für ein vollkommen natürliches, — so stark ist die Macht der Gewohnheit und unsrer Umgebung.

„Aber du hast doch selbst zugegeben, daß dein Eid ein verrückter sei. Wende dich davon ab und sei glücklich, Liebste!“

Enid hatte bei diesen Worten ihre weichen Arme um die Corfin gelegt, diese aber machte sich frei. „Nein, nein!“ rief sie. „Um des Himmels willen versuche nicht auch du mich! Ich habe ein solches Verlangen, es abzuschütteln und zu sein, wie andre Mädchen! Manchmal aber meine ich, zu einer heiligen Sendung berufen zu sein, und dann will mir das Herz zerspringen vor Verlangen, ihn zu treffen und meine Pflicht zu thun.“ Diese letzten Worte wurden gesprochen, als ob sie eine Eingebung seien, aber eine Eingebung, die nicht von Gott kam.

Eine kurze Pause folgte. „Und Mr. Barnes veranlaßte dich, mir dies Briefchen zu schreiben?“ fragte Enid dann.

„Ja.“

„Du armes, liebes Kind!“ Wieder legten sich Miß Anstruthers Arme zärtlich um die Corfin und diesmal wurden sie nicht zurückgewiesen. „Wie grausam ist er gegen dich gewesen! Er meinte, du solltest nicht die Gefährtin seines Engels sein, der dich so lieb hat? Willige ein, meine Brautjungfer zu sein, und ich werde ihm zeigen, daß ich ganz und gar kein Engel bin, denn ich werde für dich kämpfen. Versprich's mir, Liebste.“

„Niemals!“ entgegnete jedoch Marina mit voller Bestimmtheit. „Ich kann mich nicht von meinem Gelübde frei machen! Dein Geliebter hat recht! Du bist zu gut für mich, aber wenn ich dich auch nicht im Brautkleid sehen werde, — ich werde dich doch stets lieben, weil — weil — du so gut gegen mich warst, als ich keine Freunde hatte. Und nun gehe ich fort und sehe dich vielleicht nie, nie wieder — und — ich — —“

Die beiden jungen Mädchen sanken sich in die Arme und ihre Thränen vermischten sich, bis sie durch Mauds Stimme aufgeschreckt wurden, welche vor der Thür rief: „Enid, er ist wieder da!“

„Er? Wer?“ rief Miß Anstruther aufspringend. „Ich sehe dich noch einmal, ehe du abreisest, Liebste,“ sagte sie dann, Marina küssend, und eilte klopfenden Herzens hinaus, in der Meinung, daß Barnes aus irgend einem Grunde zu ihr zurückgekehrt sei.

Sie verfolgte Maud bis zur Thür des Empfangszimmers ihrer Mutter, wo die junge Dame sich Enid zuwandte und ihr zuflüsterte: „Da ist er drin, allein und wartet darauf, dich in die Arme zu schließen,“ und dabei schelmisch lachte.

Enid öffnete die Thür. Der heißen Sonne wegen waren die Persiennies niedergelassen und in der tiefen Dämmerung, welche das Zimmer erfüllte, sah sie, ihr den Rücken zukehrend, eine männliche Gestalt, welche sie für Barnes hielt.

Leise schlich sie hinter ihn, legte ihre Arme um seinen Hals und flüsterte ihm ins Ohr: „Burton, Geliebter, du konntest mich nicht verlassen, nicht wahr?“ und dabei gab sie ihm einen heißen Kuß. Im nächsten Augenblick aber sprang sie mit einem Ausruf des Schrecks zurück, denn ein großes, bärtiges Geschöpf, das den Kuß sehr herzlich erwidert hatte, stand vor ihr und sagte lachend: „Also ‚Burton, der Geliebte,‘ ist abgereist, wie?“ Enid stieß einen neuen Schrei aus: „Edwin, mein Bruder!“ und eilte zu ihm, diesmal nicht so vorsichtig, und küßte ihn wiederholt und liebevoll, aber die Küsse waren nicht so zärtlich als der eine, der „Burton, dem Geliebten,“ gegolten hatte.

Edwin Gerard Anstruther war ein würdiges Bild jener Mannhaftigkeit, welche die englische Flagge seit so vielen Generationen, zu Lande und zu Wasser, gegen alle Feinde, in jedem Klima und gegen alle möglichen Gefahren verteidigt hat; einer der Männer, welche ihrem Vaterland wenig Ursache gegeben haben, zu bedauern, was es aus ihren Händen empfangen hat. Er war ein braver, gebildeter Engländer, und wenn Enid auch beinahe glaubte, daß er nicht seinesgleichen unter den Männern habe, so war sie darin weniger im Irrtum, als es Schwestern sonst im allgemeinen hinsichtlich der Tugenden ihrer Brüder sind.

Nicht ganz so blond wie Enid, vielleicht weil er Sonne und Wetter so viel ausgesetzt gewesen war, gab ihm der offene, freie Blick seiner Augen und seine edle Haltung etwas Gewinnendes, aber sein Lächeln war — sonderbar genug bei einem so jungen Manne — nicht so heiter, als es hätte sein sollen. Enid bemerkte dies ebenfalls und nach der ersten Begrüßung fragte sie: „Edwin, fehlt dir etwas?

Als du in Nizza bei mir warst, habe ich nicht davon gesprochen, weil unsre halbe Stunde so kurz war, aber jetzt — was ist aus deinem Lachen geworden?"

"Mein Lachen? Hast du es nicht gehört, als du mich für ‚Burton, den Geliebten,‘ hieltest?"

"Ja — aber dein altes Lachen — das mir sagte, daß du glücklich seiest."

"O, ich fürchte, das ist in Aegypten geblieben."

"In Aegypten?"

"Ja. Ein Mann kann nicht Leiden, Elend, Krieg und Tod rings um sich sehen und ein Knabe bleiben und, wie ein Knabe, nichts von den Sorgen des Lebens fühlen. Ich bin indessen jetzt so ziemlich wieder der Alte. Und du?" Dabei zog er sie an das Licht und betrachtete sie prüfend: „Wie bekommt dir die Liebe, Enid?"

"Ziemlich gut, danke schön," sagte die junge Dame schamhaft und sehr tief errötend.

"So scheint's. Sie gibt deinen Wangen schöne Farben."

"Wie und warum bist du hierher gekommen?" unterbrach ihn Enid.

"Erstens, um dich und ‚Burton, den Geliebten,‘ zu sehen, zweitens, weil ich glücklicherweise Urlaub bekommen habe und dachte, es sei angenehmer, mit euch beiden per Bahn nach England zurückzukehren, als mich noch vierzehn Tage auf dem Schiff herumstoßen zu lassen."

"O, das ist herrlich!" rief Enid, die von einer plötzlichen Freude erfüllt wurde. „Er ist uns nur um einen Tag voraus. Wir wollen morgen abreisen und in achtundvierzig Stunden werde ich ihn wiedersehen."

"Schön, schön, je früher, je besser," sagte der Seemann. „‚Burton, der Geliebte,‘ wird wohl auch nicht gerade betrübt darüber sein. Was für ein wundervoll zärtlicher Kuß der erste war, Enid!"

"Rede mich nur, soviel du willst, mit ‚Burton, dem Geliebten,‘ — wenn du mich nur zu ihm bringen willst," entgegnete Enid. „Aber wenn wir morgen reisen, muß ich dafür sorgen, daß mein Mädchen paßt, und ich muß es auch Lady Chartris mitteilen. Entschuldige mich, Edwin, du

kannst hinüber nach dem Kasino gehn und ein paar Stunden totschlagen, du liebster aller Brüder!" Damit lief sie weg, um ihr Vorhaben auszuführen, freudig bewegt von dem Gedanken: „Noch zwei Tage und ich werde wieder mit ihm vereinigt sein," und sie zitterte in hoffnungsvoller Seligkeit.

„Die Liebe hat ein andres Mädchen aus ihr gemacht," murmelte ihr Bruder, ihr nachblickend, und fügte dann mit einem müden Seufzer hinzu: „und aus mir einen andern Mann. — Doch was kann es nützen?" rief er nach einer Pause trüben Sinns. „Es wäre am besten, wenn ich versuchte, dem Leben noch so viel Glück als möglich abzugewinnen." Kurz darauf verließ er das Hotel und ging nach dem Garten des Kasinos, wo er gedankenvoll und gleichgültig für seine Umgebung umherwanderte. Selbst den vielen hübschen Mädchen in leichten, anmutigen Sommeranzügen, wie sie für Monaco im Mai passen, schenkte er keine Aufmerksamkeit. Die Sonne stand schon tief, als er die Terrasse erreichte, sich nieder setzte und in dem kühlen Abendwind, der so erfrischend vom Meere herüber wehte, seinen Träumereien wieder nachhing. Seine Augen schweiften umher, ohne etwas zu sehen, bis sie endlich an einer jungen Dame haften blieben, die in geringer Entfernung von ihm an der Brüstung stand und auf das Mitteländische Meer hinausblickte. Ihre Gestalt erschien gebeugt, wie eine Lilie, die der Sturm geknickt. Das hoffnungslose Leid, das in ihrer Haltung zum Ausdruck kam, fesselte seine Aufmerksamkeit. „Armes Kind! Bei Gott, sie sieht aus, als ob sie schwerer getroffen wäre als ich!" Gleich darauf fuhr er zusammen und starrte sie an, mit Augen, in denen seine ganze Seele lag. Seine kräftigen Glieder zittern einen Augenblick, aber sein starker Wille zwingt sie zum Gehorsam, er erhebt sich, geht auf sie zu und flüstert mit einer Stimme, die in Hoffnung und Liebe bebt: „Marina! Endlich!"

---

## Sechzehntes Kapitel.

### Der Liebes Kampf.

Es gibt Freuden im Leben, die so herrlich sind, daß man sie sich nicht vorstellen kann.

Als das junge Mädchen sein Antlitz dem Manne zuwandte, schien sich die Welt zu ändern und eine andre freundlichere zu werden. Die See, die ihr trübe erschienen war, erglänzte unter den Strahlen der sinkenden Sonne, der Himmel, bis dahin schwer wie Blei, wurde blau und klar, wie die Maler einen italienischen Himmel darstellen, und der moderne Garten mit den leichtfertigen Bummeln und den auffallend gekleideten Frauenzimmern, das irdische Orchester, welches eine frivole französische Melodie spielte, wurden zum Eben mit himmlischen Chören.

Das waren die Empfindungen, welche ihr Antlitz ausdrückte, und sie machten es sehr schön.

Anstruther betrachtete sie mit einem Blick bewundernden Staunens. „Sie sind glücklich, mich zu sehen?“ fragte er. „Glücklich? — Gerard!“ Das war ein Ausruf der höchsten Seligkeit, aber er verlor sich in einem Ton unsägliches Leids. Das Licht schwand aus ihrem Angesicht, die Welt wurde wieder zu einer Welt der Trübsal, denn Marina fühlte, daß die Anwesenheit dieses Mannes, der sie glücklich machen konnte, der sie aber nicht glücklich machen sollte, wie sie beschlossen hatte, ihr Ringen und ihre Verzweiflung nur noch bitterer machen werde.

Sie stammelte, zitterte und wäre beinahe zu Boden gesunken und sie gab ihm so eine goldne Gelegenheit, sofort in die besten Beziehungen zu ihr zu treten, eine Gelegenheit, welche Barnes gewiß nicht unbenutzt gelassen hätte. Dieser junge Mann würde sie umfaßt haben, um sie zu stützen, und wenn er sie dabei leise und sanft an sich gedrückt hätte, so würde das der weiteren Entwicklung der Dinge gewiß nichts geschadet haben, aber Edwin ließ die Gelegenheit vorübergehen. Er war, seit er ein Mann geworden, größten-

teils auf der See gewesen und hatte vor Frauen die ehrfurchtsvolle Achtung, die alle guten Männer besitzen, bis das Leben sie erkennen läßt, daß in den meisten von ihnen eine Eva steckt.

„Verzeihen Sie mir, daß ich Sie erschreckt habe.“ Das war alles, was er sagte. Im ersten Augenblick antwortete sie nichts und er stand unthätig dabei und gab diesem vulkanischen Geschöpf Zeit, das Feuer, welches in ihm tobte, mit Gletschereis zu bedecken, bis sie langsam, aber kalt sagen konnte: „Sie haben mich zuerst etwas überrascht — Alexandria und Monaco sind so weit voneinander entfernt — ich hatte vergessen, daß ihr Engländer so große Reisende seid. Sie sind vermutlich gekommen, um mit Ihrer Schwester zusammenzutreffen, Monsieur An—stru—ther?“ Sie stotterte etwas bei dem letzten Worte, als ob sie es selten ausgesprochen hätte.

„Sie gehen mit meinem Familiennamen schlimm um,“ entgegnete er, „wollen Sie mich nicht mit dem alten Namen nennen, wie in alten Zeiten?“

„Mit dem alten Namen?“

„Ja, dem, mit dem Sie mich jeden Morgen anredeten, wenn Sie in das ägyptische Hospital kamen, um zu sehen, ob ich noch nicht gestorben sei; dem, den Sie vorhin aussprachen, als Sie mich zuerst sahen — Gerard!“

Anstruther hatte sich wieder vollständig gesammelt und führte nun seine Sache sehr gut. Er hatte seinen Entschluß gefaßt; er wollte einen großen ehrlichen Kampf für das Glück seines Lebens kämpfen, und wenn dieser auch nicht die feinen Wendungen und gewandten Fechterkünste haben konnte, mit denen Barnes ihn geschmückt hätte, so wurde doch der Angriff in der Weise geführt, die stets Erfolg hat, wenn das Weib liebt, und in diesem Falle würde es ein vollständiger Sieg im ersten Anlauf gewesen sein, wenn das junge Mädchen sich nicht daran gewöhnt gehabt hätte, das Gelübde, den Tod seines Bruders an seinem Mörder zu rächen, als eine Art heiliger Mission zu betrachten, für die sie, wie ein Pilger der alten Zeit, allem, Heimat und Freunden und selbst der Liebe und dem Glück, entsagen mußte.

Seine letzten Worte verschafften ihm einen kleinen Vortheil. Die Erinnerung an Aegypten ließ die künstliche Eiskruste, mit der das Mädchen sich umgeben hatte, schmelzen. „Ja, — Gerard!“ antwortete Marina, „ich entsinne mich.“ Dabei streckte sie ihm ein winziges Händchen entgegen, welches er ergriff, und als sie versuchte, es zurückzuziehen, war er verständig genug, es nur noch fester zu halten. Von dieser Berührung wurde sie überwunden, sie senkte das Köpfchen.

„Nun kann ich Sie Marina nennen wie in den glücklichen, glücklichen Tagen in Alexandria,“ flüsterte er.

Eine Ahnung der Gefahr, in der sie sich befand, stieg bei dem zärtlichen Klang, den er ihrem Namen zu geben wußte, in ihr auf und sie fühlte, daß sie, wenn sie ihren Schwur nicht vergessen wollte, diesen Mann fliehen müsse. Sie erhob ihr Haupt, und obschon Thränen in ihren Augen glänzten, sah sie ihm doch fest ins Antlitz und es gelang ihr, die Worte hervorzubringen: „Sie müssen mich gehen lassen, ich muß mit dem Abendzug abreisen, ich verlasse Monte Carlo.“

„Wie? Wenn ich Sie eben gefunden habe nach einem Jahr vergeblichen Suchens?“

„Ich muß!“

„Sei es!“ antwortete er traurig. „Ich fürchte, mein Kommen treibt Sie fort.“

„O, sagen Sie das nicht — leben Sie wohl!“

Sie wandte sich und that einige Schritte von ihm fort. Er hatte ihr Lebewohl noch nicht erwidert — er meinte, sie sei grausam gegen ihn. Da stockte sie und schaute zurück, um noch einen Blick auf den Mann zu werfen, den sie anbetete und vor dem sie floh. Der eine Blick warf alle ihre Vorsätze über den Haufen. Edwin, der ihr nachgesehen hatte, wie man einer letzten, entschwindenden Hoffnung nachsieht, entdeckte in ihren Augen etwas, das seiner Hoffnung neues Leben gab. Rasch war er an ihrer Seite.

„Wollen Sie mir Lebewohl sagen?“ stammelte sie.

„Nein!“

„Nein?“

„Nein, denn ich gehe mit Ihnen.“ Das war ein Zug, so fein, daß er eines Barnes würdig gewesen wäre.

Vor Marinas innerem Auge stiegen bei diesen Worten wüste Bilder empor. Sie sah sich selbst, wie sie mit Danella Mordpläne entwarf, wie dieser Mann sie entdeckte, dieser Mann, der dazu erzogen war, Meuchelmörder zu verachten, dieser Mann, dessen gute Meinung für sie mehr war, als die der ganzen übrigen Welt.

„Nein, nein,“ rief sie, „Sie müssen mich hier verlassen.“

„Nicht eher, als bis Sie mich angehört haben.“

„Bei Ihrer Ehre beschwöre ich Sie, verlassen Sie mich!“

„So wahr ich ein Mann bin, der für sein Glück kämpft, gehe ich nicht, ehe Sie meine Frage beantwortet haben!“

„Sei es drum. Welche Frage?“ Sie zwang sich, ruhig zu sein, dann blickte sie um sich und bemerkte, daß die Dämmerung sich rasch herabsenkte und den Garten schon an einigen Stellen dunkel machte. „Ich kann Ihnen zehn Minuten verwilligen,“ murmelte sie.

„Zehn Sekunden sind genug! Ich habe einmal gebetet, gehofft, daß Sie mich liebten. Sagen Sie mir, habe ich mich geirrt?“

Sie antwortete nicht, aber in ihrem Angesicht, welches zu Boden gesenkt war, kämpfte das Glück mit dem Gram. Ihre schönen Züge waren erregt, in ihren Augen stieg ein neues Licht empor, der Vulkan in ihrer Natur stand vor einem Ausbruch.

„Liebst du mich?“ fuhr er mit zunehmender Innigkeit fort. „Sieh mir ins Gesicht und dann sag mir, ob du mich liebst! Und wenn es auch mein Herz brechen wird, wenn du nein sagst, selbst wenn du nur den Kopf schüttelst, ich werde dir glauben. Wärest du mir in Aegypten nicht entflohen, ich würde dich schon dort gefragt haben. Jetzt aber, nachdem ich dich so lange gesucht, jetzt sieh mir ins Gesicht, du Süße, und sag mir, liebst du mich?“

Nun war der Ausbruch nicht länger zu bannen. Die unterdrückte Leidenschaft eines Jahres drängte endlich über ihre Lippen.

„Ob ich dich liebe? Ob ich dich liebe, Gerard? Ich liebe dich mehr als meiner Seele Seligkeit!“

Mehr kann sie nicht sagen, denn sie liegt in den Armen, denen sie selbst durch ihre Pflege die Kraft wiedergegeben, und schluchzt, als ob das Herz ihr brechen sollte.

Marina war nun die Sanftmut und Zärtlichkeit selbst. Von der Liebe überwunden, überließ sie sich ihr mit der reizenden Hingabe und dem anmutigen Selbstvergessen, die den Kindern des sonnigen Südens eigen sind. So flogen die Minuten dahin, bis Anstruther in das zarte Ohr, welches an seiner Wange ruhte, wohl zum hundertstenmale flüsterte: „Liebst du mich?“

„Jetzt kannst du doch nicht mehr zweifeln,“ hauchte sie zurück.

„Wann willst du mich heiraten, Geliebte?“ Bei diesen Worten fährt sie empor und macht sich aus seinen Armen los.

„Nie!“ ruft sie verzweiflungsvoll, „nie, nie!“

„Nie?“ wiederholt er mit einem Gesicht, das bis zu den Lippen erblaßt war, „nie? Und du sagst, du liebst mich?“

„Ich bete dich an, du bist mir mehr, als mein Leben — aber niemals will ich dein Angesicht auf Erden wiedersehen,“ und mit diesen Worten entfloh sie und entschwand in der nun völlig hereingebrochenen Dunkelheit seinen Augen.

Eine Sekunde war er wie betäubt. Dann aber raffte er sich auf und folgte der Richtung, die sie eingeschlagen. Allein er mußte bald einsehen, daß die Hoffnung, sie zu finden, sehr gering war. Einen Augenblick war er unschlüssig, was er thun solle. Dann trat er zu einer Gaslaterne und zog seine Uhr zu Räte. Die Abgangszeit des Zuges war längst verstrichen; sie mußte also bis zur Abfahrt des nächsten in Monaco verbleiben. Wenn sie in einem Privathaus wohnte, konnte sie ihm entgehen; war sie dagegen in einem Hotel abgestiegen, so mußte es leicht sein, sie zu finden. Mit diesen Gedanken eilte er nach dem Kasino und schickte einen der zu diesem Institut gehörigen Bedienten fort, um ausfindig zu machen, ob Marina in einem der Hotels eingeschrieben sei. Während der Mann seinen Auftrag ausführte, suchte Edwin sich klar zu werden,

ob nicht alles, was er soeben erlebt, ein wilder Traum sei oder das Trugbild eines gestörten Geistes, welcher zu lange über das Mädchen gebrütet, das sein Herz erfüllt hatte, seit es in Aegypten von ihm entflohen war. Aber nein! Seine Lippen fühlten noch den weichen, süßen Druck der ihrigen, der seine Duft ihres Gewandes umschwebte ihn noch. Da schießt plötzlich eine neue Besorgnis durch seinen Kopf: „Wie? Wenn sie einen Wagen nähme, um Monte Carlo zu verlassen?“ Er muß allen Mietskutschern Anweisung zugehen lassen, daß sie ihn sofort benachrichtigen, wenn sie einen Auftrag von Miß Paoli erhalten. Er war gerade im Begriff, diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen, als der ausgesandte Diener mit der Nachricht zurückkehrte, daß die junge Dame im Grand Hotel wohne. Dorthin eilte er ohne Säumen und dort hielt in der That ein Wagen, den Marina bestellt hatte, um in der Nacht nach Nizza zu fahren. Eine geringe Verzögerung, und er würde sie verfehlt haben!

Daß sein Besuch abgelehnt werden würde, wenn er sich anmelden ließ, war ihm klar; er ging daher selbst die Treppe hinan nach ihrem Zimmer. Auf sein Klopfen erfolgte keine Antwort, aber als er lauschte, hörte er einen unterdrückten Laut, der ihn seufzen ließ. Er klopfte noch mehrmals, aber ebenso ohne Erfolg, bis er endlich rief: „Ehe du abreifest, muß ich dich nochmals sprechen!“

„Du magst mich bis in alle Ewigkeit verfolgen,“ antwortete Marina nach einer kurzen Pause, „aber du wirst mich nie wieder sehen.“

„Du willst die Thür nicht öffnen?“

„Niemals!“

„Gut! Ich werde hier auf dem Gang warten, bis du herauskommst, und dann mit dir sprechen, und wenn du mich nicht anhören willst, werde ich deinem Wagen nach Nizza folgen und dort eine Unterredung verlangen und so weiter, bis eins von uns stirbt.“

„Dann werde ich mein Zimmer nicht vor morgen früh verlassen.“

„In dem Falle werde ich die ganze Nacht hier bleiben, damit du mir nicht entrinnst.“

„Gerard! Warum vergrößerst du mein Elend?“ sagte jetzt eine mitleiderregende Stimme. „Geh fort! Verlaß mich, ich bitte dich, ich beschwöre dich, wenn du ein Ehrenmann bist, laß mich in Frieden!“

„So wahr ich ein Ehrenmann bin, ich bleibe!“

Eine weitere Antwort erhielt er nicht, aber er blieb, denn Edwin Anstruther war nun, wo er wußte, daß Marina ihn liebe, wie ein Löwe, der Blut geleckt hat und nach mehr lechzt. Es war sehr langweilig auf dem stillen Gang, wo nur eine dünne Thür, die er leicht mit dem Fuße hätte zertrümmern können, ihn von der trennte, nach deren Gesellschaft er schmachtete. Allein er war an einsame lange Wachen auf dem Schiff gewöhnt und er ging in dem Gang auf und ab, als ob er die Planken des Quarterdecks unter den Füßen habe. Eine Stunde mochte wohl so dahingegangen sein, als sie, schwer atmend, wie ein gehektes Wild, welches darauf wartet, daß der verfolgende Hund müde werden und ihm einen Pfad zum Entrinnen frei lassen soll, wieder sprach.

„Bist du noch da, Gerard? Sei barmherzig, laß mich gehen!“

„Nicht eher, als bis ich mit dir gesprochen habe!“

„Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß du dich um meinetwillen so unglücklich machst — um Gottes willen geh!“

„Um deinetwillen bleibe ich.“

Seine Ausdauer folterte, nein, erzürnte sie. Sie entschloß sich, ihn zu sehen; sie will jede Hoffnung in dem Manne, der darauf besteht, ihr zu folgen, ersticken. Nachdem sie diesen Entschluß gefaßt hatte, warf sie einen leichten Morgenrock über (denn sie war im Begriff gewesen, sich zur Reise umzukleiden) und öffnete die Thür. „Tritt ein! Frag mich, was du willst, und dann — sei barmherzig gegen mich — und geh!“

„Sei du barmherzig gegen mich und beantworte meine Fragen.“

Vor ihr stand ein Mann, dessen Leidenschaft jetzt, wo er bis in die tiefste Tiefe seiner Seele erregt war, die ganze Blut der südlichen Rasse besaß und dabei doch die ganze

Zähigkeit der nördlichen, ein Mann, der wohl dahin gebracht werden konnte, sie zu verachten und dann aufzugeben, den sie aber, solange er sie achtete und an ihre Liebe glaubte, ebensowenig abzuschütteln vermochte, wie das Reh den Löwen, der es mit seinen Krallen gefaßt hat.

Anstruther blickte sie jetzt wirklich so ernst und drohend an, wie jener König der Wüste. Er warf ihr einen Blick zu, der sie zusammenschauern ließ, denn er war jetzt ebenso zornig, wie von Liebe für das schöne Geschöpf erfüllt, welches ihn so unsagbar quälte.

„Frage!“ antwortete sie mit einem herzerreißenden Lächeln und zuckenden Lippen.

„Gut!“ erwiderte er. „Du hast mir versichert, daß du mich liebst, und doch sagst du, du wollest mich nicht heiraten. Wie kannst du es wagen, etwas Derartiges zu sagen? Wer gibt dir das Recht dazu?“

„Mit welchem Recht wagst du mich das zu fragen?“

„Du selbst gabst mir das Recht, als du mir eingestandest, daß du mich liebst! Wage es doch, mir zu sagen, daß deine Küsse eine Schande für deine Jungfräulichkeit, ein Betrug für meine Männlichkeit waren — leugne es, daß du ein reines Weib bist, und ich werde weiter nichts fragen.“

Das waren furchtbare Worte für Marina, sie erkannte, daß sie ihm entweder sagen müsse, weshalb sie sich weigere, sich selbst dem zu eigen zu geben, dem sie ihr Herz schon lange geschenkt hatte, oder daß sie sich darein finden müsse, von ihm für eine herzlose Kokette, nein! für etwas viel, viel Schlimmeres gehalten und — verachtet und verlassen zu werden. Alles kann sie tragen, aber seine Verachtung? — Nicht einen Augenblick.

„Gerard, ich liebe dich,“ sagte sie stolz. „Meine Küsse waren so echt, wie sie je einem Manne von einem Weibe gegeben worden sind, aber ich — ich kann nie die Deine werden.“

„Nie die Meine werden? — Bist du eines andern Weib?“

„Nein!“

„Gott sei Dank!“

„Und werde niemals einen andern heiraten, als dich! Das schwöre ich dir, wenn das dich glücklich machen kann.“

„Glücklich? Wenn ich dich nie mehr sehen soll? Glücklich, wenn du mich liebst und doch nicht mein werden willst?“

Und Edwin schloß das Weib, dessen Liebe und Schönheit ihn wahnsinnig machten, in seine Arme, denn wenn Marina die Absicht gehabt hätte, ihn auf ewig zu ihrem Sklaven zu machen, sie hätte nicht bezaubernder sein können, als sie in diesem Augenblick war, wo ihre entblößten Arme aus den Falten des leichten Gewandes hervorleuchteten, das die zarten Wellenlinien ihrer reizenden Formen mehr zeigte, als verhüllte. Und nun legten sich diese weißen weichen Arme in mitleidiger Zärtlichkeit um den Nacken des Mannes, den nie wiedersehen zu wollen sie sich selbst geschworen hatte. Einen Augenblick senkten sich seine Augen tief in die ihrigen, dann schauerte er zusammen.

„In deinen Augen lauert Verzweiflung!“ sagte er, denn er sah, daß sie von derselben hoffnungslosen Traurigkeit erfüllt waren, welche Guidos Kopf der Beatrice Cenci zum ergreifendsten Bild der Erde macht.

„Verzweiflung?“ rief sie. „Verzweiflung für dich, Verzweiflung für mich. Adorato mio, ich liebe dich — aber ich verlasse dich!“

„Laß uns klar werden,“ entgegnete er, sich zur Ruhe zwingend. „Du würdest mich heiraten, wenn es nicht ein Hindernis gäbe?“

„Von ganzer Seele! Ach, ich möchte so gern glücklich werden!“

„Dann sollst du es werden!“

„Ich kann nicht — ich wage es nicht!“

„Du sollst! Sage mir, was zwischen uns steht, und ich werde es vernichten.“

„Niemals! Du würdest mich verdammen!“

Bei diesen Worten schloß er sie von neuem in die Arme und sah ihr in die Augen. „Du könntest nichts Schlechtes thun,“ lachte er dann, „selbst wenn du dir Mühe gäbest. Du Liebe! Du warest ein Engel in Alexandria, du kannst in Frankreich nichts andres sein.“

Sein Vertrauen machte ihn ihr teurer, als je; aber es befestigte nur ihren Entschluß, ihm niemals das zu sagen, was ihr seine Achtung kosten konnte.

„Ich will wissen, was sich unsrem Glück in den Weg stellt,“ fragte er nun.

„Niemals! Es ist eine Gewissenssache; ich sage es nicht einmal dem frommen Vater, dem ich beichte.“

„Würde er die Absolution geben, wenn du es thätetest?“ Das war eine furchtbare Frage und sie senkte den Kopf.

„Ah! Du schämst dich!“

„Nein!“ rief sie, „ich bin stolz darauf — o, wie grausam du bist!“

„Grausam? Gegen dich?“ und wieder schloß er sie in seine Arme. „O, mein süßes Lieb! Bedenke eins! Du hattest kein Recht, mich in Aegypten durch deine Pflege dem Leben wieder zu geben, wenn du mich hinterher auf immer unglücklich machen wolltest.“

So wenig logisch dies war, so traf sie diese Auffassung ihrer Beziehungen doch mehr als irgend etwas andres, was er vorher gesagt hatte. Sie fing an zu stammeln und es war klar, daß sie schwankte. „Ich — ich — wußte nicht — daß du mich so sehr liebst,“ flüsterte sie, „daß ich — dich — so unglücklich machen würde — ich — ich — will überlegen.“

„Die Angelegenheit liegt also in deiner Hand? Du hast die Wahl? Du könntest mein Weib werden, wenn du wolltest?“

„Ja—a—a!“

„Dann sollst du es werden! Ich schwöre es! Du liebst mich — ich fürchte nichts mehr!“

Sie blickt ihn an, sein Angesicht strahlt in freudiger Hoffnung. Sie fühlt, daß er sie besiegen wird, und sie reißt sich von ihm los und eilt nach der Thür ihres Schlafzimmers. „Laß mich allein!“ ruft sie ihm von dort zu. „Ich kann dir nicht mehr sagen! Laß mich allein und laß mich den Kampf zwischen meiner Pflicht und meiner Liebe allein auskämpfen.“

„Aber meine Antwort?“ fragte Anstruther sich nähernd.

„Morgen, Gerard! Komm mir nicht nahe! Küsse mich nicht!“ rief sie und suchte sich von ihm loszumachen. „Deine Küsse sind zu starke Waffen, ich liebe dich so heiß — bleib fort — laß doch meinem Gelübde eine Aussicht!“

„Deinem Gelübde? Was für einem Gelübde?“

„Nie, nie, nie wirst du das erfahren!“

„Ich will es wissen, es sei denn, daß du mir morgen versprichst, mein Weib zu werden. Meinst du, ich würde mich ruhig darein finden, mein Lebensglück zerstört zu sehen, ohne den Grund zu erfahren?“

„Habe ich dir nicht gesagt, daß du morgen meine Antwort erhalten sollst?“

„Von deinen eignen Lippen?“

„Nein — brieflich.“

„Von deinen eignen Lippen! Versprich mir das!“

„Und wenn ich es nicht thue?“

„Dann werde ich draußen auf dem Gange warten, damit du mir nicht entgehst.“

„Die ganze Nacht?“

„Und den ganzen Tag dazu, wenn es nötig ist, um dich zu gewinnen.“

„O, Gerard! Du lieber, thörichter Mann! Gut! Ich verspreche dir, daß ich dir meine Antwort von Angesicht zu Angesicht, so wie ich jetzt mit dir rede, geben will.“

„Morgen?“

„Ja — nun geh!“

Er machte keinen Versuch mehr, sie zu lieblosen, sondern sagte einfach, aber in feierlichem Tone: „Morgen!“ Dann wandte er sich mit einem traurigen, niedergeschlagenen Ausdruck ab. Ihn so unglücklich zu sehen, war zu viel für sie. Sie wußte, daß sie ihn jetzt nicht mehr zurückweisen konnte, wenn sie ihm das auch heute abend noch nicht sagen durfte, so rief sie ihn doch zurück. „Wenn du hinunterkommst,“ flüsterte sie, „so sage Tomasso, meinem Diener, daß er den Wagen wieder fortschicken soll. Ich werde Monaco vor einer Woche nicht verlassen.“

„Vor einer Woche?“ rief Anstruther und es lag etwas wie unterdrückter Jubel in seiner Stimme.

„Ja! — Du gehst doch nicht fort — wie?“

„Ich — nein — ich — was meinst du? Ist das deine Antwort?“

„Nein! Ich muß vorher mein Gelübde begraben! — Keine Antwort bis morgen — aber — du Kleinod meines Lebens — nimm diesen Kuß und hoffe, daß Gott mir vielleicht gestatten wird, dich glücklich zu machen.“ Damit bot sie ihm ihre frischen süßen Lippen dar. Als er sie aber länger festhalten wollte, riß sie sich los und lief in ihr Schlafzimmer, dessen Thür sie hinter sich verschloß. Hier ging sie lange Zeit auf und ab, die Hände ringend, wie eine Verzweifelte.

Kurze Zeit nachher brachte der alte Tomasso ein Telegramm und sie las die Worte:

„Ich habe den Mann gefunden! Er ist in der Nähe, so daß wir ihn erreichen können. Sei glücklich!

Danella.“

Ein Schrei ohnmächtiger Wut entrang sich ihrer Brust, als sie das las. Die Rache wurde ihr geboten, aber sie konnte sie nicht mehr ergreifen, ohne den Mann, den sie liebte, in Verzweiflung zu stürzen, denn Gerards Weib durfte kein Gelübde der Bendetta auf der Seele haben. Mit unsichern Schritten schwankte sie zu dem Bilde ihres Bruders. „Laß mich glücklich sein,“ flehte sie. „Es war dein Wunsch, Geliebter, daß ich vergessen sollte. Antonio!“ schrie sie dann plötzlich, „vergib mir! Ich, deine Schwester, hab' dich verraten. Dein Angeficht beschämt mich!“ Sie drehte das Bild herum und sank nieder, um zu beten, daß Gott die finstern Pläne aus ihrem Herzen tilgen und sie würdig machen möge, Gerards Weib zu werden.

Anstruther, um deswillen das arme Mädchen gegen ihre Ueberlieferungen, den Glauben ihres wilden Stammes und das Gelübde, welches sie den Manen ihres Hauses gethan hatte, kämpfte, kam von der Unterredung mit ernstem, aber glücklichem Ausdruck aus sein Zimmer zurück.

„Beim heiligen Georg!“ sprach er zu sich. „Wie groß

muß meine Liebe sein, ich habe mein Diner darüber vergessen!"

Nach der Uhr sehend, fand er, daß es gerade Zeit zum Abendessen sei, und begab sich nach dem Speisesaal, ein lustiges Liedchen summend: „Dem Sieger gehört die Beute!"

---

## Viertes Buch.

### Ein neues Verbrechen.

---

#### Stiebzehntes Kapitel.

Du hast vergessen, daß du eine Corfin bist.

In dieser Nacht entsagte Marina aus Liebe zu Gerard dem Gelübde, welches sie an dem Leichnam ihres Bruders gethan hatte, und begrub es. Es war ein Begräbniß mit vielen Thränen und unter heftigen Kämpfen, denn sie gab auf, was der Glaube ihrer Väter und die Lehren ihres Volkes zu einer heiligen Pflicht stempelten. Aber sie wußte, daß sie es ganz und für immer aufgeben müsse, und als sie das Bild ihres Bruders von der Wand nahm und es mit pietätvoller Sorgfalt an einen Ort legte, wo es sie nicht mehr an die Vergangenheit erinnern konnte, fiel eine Thräne darauf und sie küßte es voll Ehrfurcht. „Wenn jetzt dein Mörder vor mir stände," flüsterte sie, „und wäre wehrlos in meine Hände gegeben, er wäre sicher! Gerards Weib darf keine Verbrecherin sein, selbst wenn sie eine Corfin ist, deren Nachbarn rufen: Schande über dich! Dein Bruder findet keine Ruhe in seinem Grab. Anstatt ihn zu rächen, heiratet seine Schwester einen Mann der Nation, der sein Mörder angehört!"

So ging die Nacht vorüber und unter Thränen und Gebet that sie von sich, was im letzten Jahre der Fluch

ihrer Lebens gewesen war. „Ich gehöre jetzt Gerard an, um feinetwillen muß ich gut sein,“ dachte sie.

Und noch eine besondrer Freude wurde ihr zu teil. Sie war Katholikin, und nun konnte sie beichten und die Tröstungen ihrer Religion empfangen, denn seit dem Tage, an welchem sie ihren Racheschwur geschworen, hatte sie nicht gewagt, eine Kirche zu betreten mit dem im Herzen, was, wie sie wohl wußte, von eben dieser Kirche verdammt und verurteilt wurde, mochten auch die Ueberlieferungen ihrer Insel sagen, daß ein Mord gerechtfertigt sei. Sie war einigemal im Hotel einem Priester begegnet, den die Barmherzigkeit zu einem kranken Knaben führte, welcher — freilich zu spät — hierhergebracht worden war, um in der balsamischen Luft der Riviera sein Leben von der Schwindsucht zu retten, welche ihre Hand auf ihn gelegt hatte. Dieser fromme Mann gehörte, wie sie sich erinnerte, zu der Klasse von Priestern, die sofort Vertrauen erwecken. Auf seinem Antlitz las man die Spuren des Kampfes und des Sieges über die Sünde, und wenn man ihn ansah, fühlte man, daß ein wahrer Christ auch ein wahrer Mensch sei. Vor ihm konnte sie ihr Herz ausschütten.

Es war noch sehr früh am Morgen, als sie nach dem Comptoir des Hotels schickte und um seine Adresse bitten ließ. Sie erhielt zur Antwort, daß Vater Enrique schon im Hause sei, um dem sterbenden Knaben die letzten Dienste der Kirche zu erweisen. Sie wartete auf dem Korridor, und als er seine heilige Pflicht gethan hatte und aus dem Krankenzimmer kam, trat sie zu ihm. „Vater,“ sagte sie, „Sie haben soeben einem Menschen, der im Sterben liegt, Trost gebracht, lehren Sie mich, wie ich leben kann.“ Dann führte sie ihn in ihr Zimmer und erzählte ihm ihre Geschichte. Voll Erstaunen blickte der gute Priester die schöne Sünderin an, denn so sonderbare Bekenntnisse er von bußfertigen Damen in Monte Carlo auch schon gehört hatte, etwas Derartiges ward ihm noch nie anvertraut. Zum Glück für Marina war er ein verständiger Mann. Er zeigte ihr das Ungeheuerliche des beabsichtigten Verbrechens, er machte ihr klar, wie alle Sitten, Gewohnheiten und Leidenschaften eines Landes oder Volkes

niemals Unrecht zum Recht, oder das Gesetz Gottes, welches das Gesetz aller Menschen, die auf der Erde leben, nein mehr, das Gesetz der ganzen Welt ist, ungültig machen können. Er tröstete sie, indem er darauf hinwies, wie Gott in seiner Güte ihr diese große Liebe zu Gerard gesandt habe, um sie vor der Sünde zu bewahren, noch ehe sie sie begangen, und der beste und sicherste Weg, aus ihrem inneren Zwiespalt herauszukommen, sei der, sobald als möglich zu heiraten und im Glück der Ehe die entsetzlichen Leidenschaften ihres früheren Lebens zu vergessen.

„Und meine Buße?“ fragte sie, „meine Sühne?“

„Buße? — Bereue, meine Tochter! Sühne? — Sei diesem Ketzer, den du liebst, ein gutes Weib, und wenn du keinen guten Katholiken aus ihm machen kannst, dann mache einen guten Menschen aus ihm.“

Das war vielleicht nicht ganz orthodox, aber sehr menschlich, und er verließ sie, eine Getröstete. Die in ihr ringenden Leidenschaften waren zur Ruhe gebracht und sie fand noch einige Stunden Schlaf, der sie mit Frieden erfüllte.

Mr. Anstruther, dessen Gemüt nicht durch ein Bendettagelübde bedrückt war, hatte auch ohne Beichte seine Nachtruhe gefunden, aus der er indessen zu früher Stunde dadurch gestört wurde, daß er ein Klopfen an seiner Thür zu hören glaubte. Er grunzte irgend etwas Unverständliches, drehte sich auf die andre Seite und schlief wieder ein. Aus diesem Schlaf wurde er jedoch durch einen scharfen, rücksichtslosen Angriff auf seine Thür aufgeweckt. „Was gibt's? Was ist los?“ rief er, aus dem Bett springend.

„Was los ist? Du bist noch nicht auf! Das gibt's,“ antwortete Enids erregte Stimme von draußen. „Wir haben nur noch zwanzig Minuten, bis der Zug abgeht. Ich habe dich schon vor einer Stunde wecken lassen. Ziehe dich rasch an.“

„Donnerwetter! Das ist dumm! Das hatte ich ganz vergessen,“ sprach er mit einem leisen Pfeifen zu sich selbst. „In einer Minute bin ich fertig, Enid,“ rief er dann laut und dachte an die Enttäuschung, die seiner Schwester bevorstand, wenn sie erfuhr, daß er sie heute nicht nach England

bringen könne. Enids wiederholte Ausrufe: „Eile dich! Wir verfehlen den Zug! Du gehst nicht zu ihm, aber ich! Mach rasch, um meinethwillen!“ dienten nicht gerade dazu, ihn zu beruhigen.

Unter diesen Beschwörungen zog er sich hastig an, und als er endlich seine Thür öffnete, stand ihm seine Schwester in einem sehr hübschen Reiseanzug gegenüber mit dem Ausdruck hoffnungsvoller Erwartung in ihrem Angesicht und lebhafter Besorgnis in ihren Bewegungen.

„Komm!“ rief sie. „Nur noch zehn Minuten! Wir haben keine Zeit mehr, von Lady Chartris Abschied zu nehmen.“

„Aber mein Frühstück?“ meinte er.

„Frühstück? Du kannst in Nizza frühstücken. Komm!“ Sie wandte sich zwei Hausknechten zu, die hinter ihr standen: „Tragen Sie sein Gepäck hinunter!“ Aber ehe die Leute noch das Zimmer betreten hatten, folgte ein leiser Verzweiflungsruf: „Wie? Du hast ja noch gar nicht gepackt?“

„Nein! Habe ich dir nicht sagen lassen, daß ich heute nicht reisen kann?“

„Heute nicht reisen?“ Worte können die Enttäuschung des jungen Mädchens nicht schildern, als es auf einen Stuhl sank und mit Thränen kämpfend flüsterte: „Ich habe ihm telegraphiert! Er wird uns in Dover erwarten.“ Dann rief sie auffpringend: „Aber was kümmert sich ein Seemann um Gepäck. Komm!“

„Nein — ach — ich — siehst du —“

„Ich sehe weiter nichts, als daß wir nur noch neun Minuten haben, um den Zug zu erreichen, an dem mein Glück hängt — Edwin! Wenn du mich lieb hast, dann komm!“

„Nein, es ist unmöglich!“ antwortete Edwin, mit der Miene eines Hundes, der etwas Verbotenes gethan hat und sich bewußt ist, Strafe verdient zu haben, denn er sah, daß in seiner Schwester schönen Augen Thränen der Enttäuschung standen. „Enid, ich würde mit dir reisen, wenn ich könnte — aber — ich möchte es dir nicht sagen — die Aerzte meinen, ich sollte mich noch nicht zu sehr anstrengen — meine Wunde, weißt du —“

„Deine Wunde? Du erschreckst mich!“

„Ja — siehst du — Reisen schadet mir.“ Dabei schnappte er ein- oder zweimal nach Luft und ließ sich dann, um seiner Geschichte mehr Wahrscheinlichkeit zu geben, wie erschöpft auf einen Stuhl fallen.

„Edwin! Du wirst ohnmächtig!“ rief Enid mit einem Blick des Schreckens, der ihn tief beschämte, aber er mußte seine Rolle weiter spielen, denn er fühlte, daß er seiner Schwester jetzt die Wahrheit noch nicht sagen könne, und Marina zu verlassen, ehe er ihre Antwort erhalten — davon konnte natürlich keine Rede sein. „Du bist nicht wohl genug, um zu reisen.“

„Nein,“ flüsterte er mit schwacher Stimme. „Weil ich in Aegypten verwundet worden bin, kann ich jetzt Monaco nicht verlassen.“ Mit dieser erbärmlichen Zweideutigkeit, welche seine Schwester natürlich in dem nächstliegenden Sinne verstand, suchte er sein Gewissen zu beruhigen, aber Enid gab ihm einen neuen Stich.

„Du bist sehr elend,“ sagte sie leise und zärtlich. „O, die furchtbare Wunde! Wird sie denn nie heilen? Geh wieder zu Bett, mein Liebster, ich will dir dein Frühstück heraufbringen und bei dir bleiben und dich pflegen.“

„Aber ‚Burton, der Geliebte‘?“

„Burton muß warten. Du bist krank, er ist gesund.“

„Was für ein lieber kleiner Engel du bist, Enid,“ sagte der Bruder, sie umarmend und ihr einen wohlverdienten Kuß gebend. „Ich bin nicht so sehr krank, morgen wird wieder alles in Ordnung sein, und wenn wir nach England kommen, sollst du die schönste Ausstattung haben, die du dir denken kannst. Nun, bitte, sei nicht so sehr enttäuscht, daß du Barnes einen oder zwei Tage später sehen wirst, und vor allen Dingen mache dir keine Sorgen meinetwegen, das würde mich erst krank machen.“

Diese Beweise von Zuneigung vergrößerten indes nur ihre Besorgnis. „Du willst mir meine Besorgnis um dich ausreden?“ flüsterte sie. „Was für ein Glück, daß ich bei dir bin! — Für wie viel Küsse willst du zu Bett gehen?“

„Nicht für zehntausend!“

„Du willst nicht zu Bett gehen?“

„Nicht vor Mitternacht.“

„Das wollen wir doch sehen. Ich werde dafür sorgen und auch für richtige Pflege und Wartung — bis du wieder ganz stark bist.“ Bei diesen Worten schoß Enid aus dem Zimmer, denn es war ihr gerade eingefallen, daß ein berühmter englischer Arzt im Hotel wohnte, und sie eilte ihn aufzusuchen, um ihn zu ihrem lieben Kranken zu bringen. Der Arzt kam zwar nicht, aber jemand anders kam, der noch mehr Kraft hatte, ihn zu heilen. Enid begegnete nämlich auf ihrem Weg zum Arzt Marina, welche zum Frühstück hinunterging, denn die Natur war wieder zu ihrem Rechte gelangt und hatte sie daran erinnert, daß sie gestern weder Diner noch Abendbrot gehabt habe. „Was hat dich so glücklich gemacht?“ rief Enid rasch und sah die Corfin erstaunt an, denn diese strahlte wie die Sonne. „Du bist noch nicht abgereist, Liebste? Ich fürchtete schon, dich verfehlt zu haben.“

„Nein, ich werde noch einige Tage bleiben. Ich hoffe, recht viel von dir zu haben, jetzt, wo Mr. Barnes fort ist.“

„Das sollst du — wenn es meinem Bruder besser geht.“

„Ist er krank?“

„Sehr! Vor einer Minute ist er mir beinahe in den Armen ohnmächtig geworden. Ich suche eben den Doktor!“ Damit eilte sie weiter, ohne zu bemerken, daß Marina schwankte und nahe daran war, ebenfalls ohnmächtig zu werden.

Als Enid ihn verlassen hatte, warf Anstruther die hastig angezogenen Kleider wieder von sich und war noch damit beschäftigt, sich sehr sorgfältig anzukleiden, in der Hoffnung, seiner corfischen Geliebten zu gefallen, als ein schwaches Klopfen an der Thür ihn unterbrach.

„Bist du es, Enid?“

„Nein, ich bin es,“ antwortete eine zitternde Stimme.

„Marina?“ Das Geräusch einiger fallender Gegenstände wurde hörbar, als er zur Thür eilte.

„Ja, ich bin gekommen, dich zu pflegen, wie in Alexandria. Du bist krank, Gerard?“

„Nie im Leben war ich gesünder.“

„Unmöglich! Deine Schwester sagt, du seiest ohnmächtig geworden und sie wolle dich pflegen, aber Gerard, das fordere ich als mein Recht.“

„Und dies Recht soll dir nicht streitig gemacht werden, wenn ich krank bin,“ rief er heiter, denn die letzten Worte hatten ihn sehr glücklich gemacht. Rasch erklärte er ihr den kleinen Betrug, dessen er sich Enid gegenüber bedient hatte, und öffnete die Thür ein wenig. „Liebste, wenn du mir nicht glaubst,“ sagte er, „dann steck deine Hand herein und fühl' mir den Puls.“

Eine kleine Hand mit tastenden Fingern erschien durch die Thürspalte. Sie wurde ergriffen, aber statt eines kräftig schlagenden Pulses fühlte sie einen langen Schnurrbart und zwei heiße Lippen.

Ein Augenblick voll Wonne! „Gerard, laß mich gehen! Wenn deine Schwester mich so sähe, was würde sie sagen!“

„Wenn sie dich so sieht, zeig' ihr dies! Und behalt ihn, mein Liebling, bis ich ihn mit einem bessern vertauschen kann!“ Und als Marina ihre Hand endlich zurückzog, fand sie Gerards Siegelring auf einem ihrer Finger.

„Wann kann ich dich sehen?“

„Wann du willst,“ flüsterte Marina, den Ring betrachtend, der, wie sie empfand, sie zu der Seinigen machte.

„Gut. Geh also jetzt von hier fort, in einigen Minuten komme ich in dein Zimmer,“ sagte Anstruther sehr zuversichtlich und in etwas gebieterischem Tone zu seiner Gefangenen.

Er hielt, was er versprochen, und fand das junge Mädchen, welches ihn erwartete, schöner und verschämter, als am vorigen Abend. Das Glück hatte ihre Reize zur Vollendung gebracht, aber im Vergleich zum gestrigen Abend, wo sie ihn zum letztenmal zu sehen glaubte, und wo die Kühnheit der Verzweiflung sie beseelte, machte es sie auch schüchterner. Sie trug ein schlichtes weißes Kleid, vielleicht etwas unmodern, weil sie es mehr als ein Jahr nicht benutzt hatte, allein sie hatte die Empfindung, daß für diesen

glücklichen Morgen alles besser passe, als die tiefe Trauerkleidung, die sie an das Gelübde erinnerte, das sie von sich gethan hatte.

Als Anstruther das Zimmer betrat, ergriff er sofort die Hand seiner Gefangenen, denn er war nicht in der Stimmung, sich mit diesem kleinen Irrwisch, der ihn so lange hatte leiden lassen, noch zu necken. „Du hast meinen Ring doch nicht abgenommen?“ fragte er.

„Nein,“ flüsterte seine Sklavin, „das wagte ich nicht, ich fürchtete, du würdest es übelnehmen.“

„Das hätte ich auch gethan! Und nun denk an das, was ich dir gestern gesagt habe. Du mußt mir entweder versprechen, mich glücklich zu machen, oder mir das Gelübde mitteilen, das dich daran hindert.“

„Ja, aber es ist nicht mehr notwendig, von dem Gelübde zu sprechen, — das ist abgethan, Gerard. In der letzten Nacht habe ich ihm aus Liebe zu dir entsagt.“

„Du liebes, liebes Mädchen — und willst du meine Frau werden?“

„Das kommt auf dich an, du Sonne meines Daseins. Mein Leben liegt in deinen Händen.“

Nach einer halben Stunde seligen Beisammenseins wanderten die beiden hinaus, um den Tag zusammen zu genießen, denn Edwin wußte, daß seine Schwester mit ihrem Doktor auf der Jagd nach ihm war und daß sie, wenn sie ihn fand, ihn entweder zu einer Erklärung, oder als Kranken ins Bett zwingen werde.

Zweimal im Laufe des Tages überraschte er Marina. Das erste Mal geschah dies, als er plötzlich fragte: „Weshalb hast du meine Briefe nicht beantwortet, die ich dir von Aegypten aus geschrieben habe?“

„Ich habe keine Briefe von dir erhalten — wohin hast du sie adressiert!“

„Boulevard Montmartre Nr. 47, Paris.“

Marina antwortete nichts. Sie dachte nur einige Augenblicke über diesen sonderbaren Umstand nach, denn die Adresse war richtig.

Etwas später überraschte er sie abermals.

Sie hatte ihm eben gesagt, daß Danella ihr Vormund sei.

„Muffo Danella?“ fragte er.

„Ja.“

„Das ist herrlich. Ich habe ihn vor kurzem in Gibraltar kennen gelernt und wir sind sehr gute Freunde geworden. Er ist einer der unterhaltendsten Männer, die ich jemals gesehen habe. Ich werde ihm morgen schreiben und ihm unsere Verlobung mitteilen.“

„Das ist nicht nötig, er wird morgen hier sein.“

„Um so besser, das wird die Zeit abkürzen.“

„Welche Zeit, Gerard?“

„Die Zeit, welche zwischen heute und dem Tage liegt, der dich zu meinem Weibe macht. Ich bin so lange unglücklich gewesen, daß ich noch nicht an mein Glück zu glauben vermag und im geheimen immer fürchte, eines Morgens zu erwachen und zu finden, daß du wieder fortgeflogen bist, wie nach jenem Abend im Garten des Rhehive. Wie konntest du's übers Herz bringen, so grausam gegen mich zu sein? Konntest du nicht damals schon vernichten, was uns trennte, wie du es diese Nacht gethan?“

„Doch,“ antwortete Marina.

„War es eine Furcht, die dich von mir trieb?“

„Nein, es war eine Pflicht.“

„Und ist diese Pflicht jetzt erfüllt?“

„Noch nicht.“

„Dann sage mir, was es ist, und wir wollen sie zusammen erfüllen.“

Diese Frage hatte Marina gefürchtet.

Dem Priester, dem sie gebeichtet hatte, war es gelungen, ihr zu zeigen, wie verabscheuungswürdig ihr Rachegelöbniß war, und er hatte ihre Sünde, in der sie gelebt, solange sie sich mit Plänen zur Ermordung eines Nebenmenschen trug, in den stärksten Ausdrücken verdammt, aber sie fürchtete Anstruthers Verurteilung noch mehr. Als er in Aegypten sich soweit erholt hatte, daß er leichten Dienst thun konnte, war er zum Befehlshaber der militärischen Polizei in Alexandria ernannt worden, und sie war einst Zeuge gewesen, wie einer

jener Erbärmlichen, welche in Kriegszeiten das Gefolge der Heere zu bilden pflegen, der dabei ergriffen war, als er in räuberischer Absicht in das Haus eines Arabers drang, vor ihn gebracht wurde. Sie mußte jetzt immer an die unerbittlich gerechte Stimme und den schrecklichen Blick denken, den der Mann, den sie liebte, auf den Verbrecher geworfen hatte, und sie zitterte für sich selbst. „Wie, wenn er dich für seiner unwürdig halten und dich von sich stoßen sollte?“ Und sie schreckt vor dieser Strafe zurück, wie ein Kind vor der Rute.

„Meinst du nicht, daß du mir die Mitteilung dessen, was uns getrennt und unglücklich gemacht hat, schuldest?“

„Ja,“ flüsterte sie kaum hörbar.

„Was ist es also? — Großer Gott, du bist krank! Du wirfst ohnmächtig!“ und sie lag in seinen Armen.

„Nein! Aber wenn du mich liebst, frage mich nicht nach meinem Gelübde. — Später, wenn es mir gelungen ist, dich zu überzeugen, daß ich sehr gut bin — wenn ich als dein Weib versucht habe, zu beweisen, daß ich besser bin, als du denkst, dann will ich's dir sagen — alles, Gerard — um meinetwillen — frage mich jetzt nicht.“

„Ich glaube, ich verstehe dich, Liebste,“ sagte er nach einer kleinen Pause sehr langsam, aber auch sehr zärtlich. „Du hast irgend ein Gelübde gethan, der Welt zu entsagen. Ich habe mich oft gewundert, weshalb ein so junges und schönes Geschöpf, welches nicht einmal unsrem Volke angehörte, sich einem so edlen, christlichen Werke inmitten des Elends des englischen Lazarets in Alexandria widmete. Du bist eine barmherzige Schwester ohne deren Gewand — du fürchtest, ich würde dich verurteilen, weil du dein Gelübde gegen Gott aus Liebe zu mir aufgegeben hast. Ich bin katholisch genug, um das Gelübde zu achten, und wenn ich dein Gatte bin, will ich dir helfen, es seinem Geist nach zu erfüllen. Es gibt auch in England Elend genug und du sollst die gute Fee von Beechwood werden. — Dein Gelübde hat dich mir nur noch teurer gemacht. Hatte ich ihm nicht die Pflege und Teilnahme eines Weibes zu verdanken, als ich fern von der Heimat und meinen Lieben

krank war? Gott segne dich!" Und er drückte einen ehrfurchtsvollen Kuß auf ihre Stirne.

Marina schauerte in seinen Armen zusammen. Konnte sie jemals wagen, ihm zu sagen, daß sie nicht als ein Engel der Barmherzigkeit, sondern als ein Engel des Todes in das Lazarett eingetreten war?

"O, nicht doch!" konnte sie nur seufzen. "Du beschämst mich, Gerard. Wird Gott mir je vergeben?"

"Dir vergeben, daß du mich liebst? Natürlich! Aber ich sehe, daß es dich betrübt, und ich will nicht mehr darüber sprechen, bis du mich aufforderst, dir bei deiner Arbeit in dem lieben alten Hampshire zu helfen." Und nun beschrieb er ihr, in welcher Art sie in seinem ländlichen Heim in England Gutes thun könne und wie sie der Liebling der Grafschaft und der Stern der Gesellschaft und die Königin der Bälle sein werde, wenn sie erst die Gebieterin im Herrenhause von Beechwood sei. Glücklich und beruhigt lauschte sie seinen Worten, denn sie wußte, daß er sein Versprechen halten werde, und eines Tages — später, viel später, wenn sie ihm ihre große Liebe zu ihm bewiesen und gezeigt hat, daß sie bereut, dann will sie ihm alles gestehen und seine Vergebung erlangen.

"Wann soll die Hochzeit sein?" unterbrach er seine Schilderung, und nun wurde ihm eine sehr große Ueberraschung zu teil, die ihn sehr, sehr glücklich machte. "Je eher, je besser!" sagte sie, ihr errötendes Gesicht an seiner Brust verbergend. Er glaubte, sie wolle ihn durch ihre rasche Bereitwilligkeit erfreuen, während Marina in erster Linie den Wunsch hatte, sobald als möglich dem alten Leben den Rücken zu kehren.

"Ist eine Woche zu kurz?" fragte der Seemann, der eine Vorliebe für rasches Handeln hatte.

"Nein, Gerard, wenn es dein Wille ist und es dich glücklich macht," antwortete sie einfach, ihm die Hand reichend.

Bald darauf kehrten sie nach dem Hôtel zurück und Anstruther suchte seine Schwester auf, um dieser die Neuigkeit mitzuteilen.

Als Marina ihr Zimmer erreichte, trat Tomasso, der im Flur auf sie gewartet hatte, mit ihr ein, und ehrfurchtsvoll seinen Hut abnehmend, murmelte er mit verlegener Miene: „Mademoiselle Marina, wollen Sie Ihrem alten Diener, der auch Ihr Pflegerater ist, eine Frage erlauben?“

„Gewiß, lieber Tomasso,“ entgegnete das junge Mädchen, ihm die Hand entgegenstreckend, welche er ehrerbietig küßte. In seiner malerischen corsischen Tracht sah er aus wie ein mittelalterlicher Lehnsman, eine Gestalt, würdig durch den Pinsel eines Meissonier unsterblich gemacht zu werden.

„Der englische Offizier,“ begann er in seinem Patois, „mit dem Sie in den letzten zwei Tagen so viel verkehrt haben — derselbe, den Sie in Alexandria gepflegt haben — ist er ein Spion, der seinen Kameraden, den Mörder Ihres Bruders und meines Pflegesohnes, in unsre Hände liefern wird?“

„Nein!“ erwiderte Marina schwach. „Nein, Tomasso, er ist der Mann, den ich liebe.“

„Ein Engländer! Unmöglich!“

„Unmöglich? Wenn ich ihn heirate?“ entgegnete das Mädchen scharf, denn selbst von Tomasso, auf dessen Knien sie als Kind getanzt und der ihr sehr teuer ist, wollte sie keine Mißachtung gegen den Mann dulden, den sie liebte.

„Sie wollen einen von der Brut heiraten, von der ein anderer ihn gemordet hat? Das Bild Ihres Bruders? Es hängt nicht mehr an der Wand! Sie wagen es nicht mehr, ihm ins Angesicht zu blicken!“ rief er erstaunt und stieß einen lauten Schmerzensschrei aus. „Maledicta! Sie haben Ihr Gelübde vergessen!“

Jedes seiner Worte traf Marina wie ein Peitschenhieb.

„Mach mir keine Vorwürfe, Tomasso!“ rief sie, „keine Vorwürfe! Die Kirche hat mich gelehrt, daß die Rache eine Sünde ist.“

„Eine Sünde? Den Mörder des Bruders zu töten, eine Sünde? Antonio, deine Schwester hat dich verraten, aber ich, dein Pflegerater, ich will meiner Pflicht gedenken.

Die Liebe hat Ihr Blut in Wasser verwandelt," zischte der alte Mann Marina zu, „Sie, eine Paoli, haben vergessen, daß Sie eine Corfin sind — und um eines solchen —“

Weiter kam er nicht. Seine Herrin wandte sich ihm mit zornflammenden Augen zu. „Ich bin noch Corfin genug, keine Beleidigungen von dir hinzunehmen. Obgleich du mir lieb bist, wie ein Familienglied, ein einziges Wort der Mißachtung gegen den, den ich anbete, gegen den, der mein Gebieter und folglich dein Herr ist, und du verlässest mich für immer!“

Diese Drohung verfehlte ihre Wirkung nicht. Wimmernd stürzte der alte Mann zu ihren Füßen nieder, bedeckte ihre Hände mit Küssen und flehte um Verzeihung. Er war wie ein im Dienst alt gewordener Bluthund, welcher der Peitsche seiner Herrin gehorcht. Wenn er aber seine Beute sieht, so werden seine Augen blutig rot und alle Peitschen der Welt können ihn nicht abhalten, seinem Opfer an die Kehle zu fliegen — und es zu erwürgen.

„Gut!“ sagte Marina, ihm ihre Hand überlassend. „Ich liebe dich, Tomasso und ich verzeihe — aber wenn du von jetzt an nur ein Wort sprichst, das nicht voll Ehrfurcht gegen ihn ist, so werde ich dir nie wieder verzeihen.“

Tomasso verließ das Zimmer. Draußen auf dem Flur aber blieb er stehen und lehnte sich an die Wand, als ob Verzweiflung sich seiner bemächtigt hätte. „Danella wird auch noch ein Wort in der Sache zu sagen haben! Eine Paoli keine Corfin? O Himmel, lenke ihr Herz, daß uns solche Schande erspart wird.“

Von dieser Zeit an behandelte er Edwin wie seinen Herrn, denn er wußte, daß das geringste Zeichen der Mißachtung das Mädchen, welches er anbetete, veranlassen würde, ihn fortzuschicken, aber manchmal, wenn er sich unbeachtet wußte, ruhten seine Augen mit einem eigentümlichen, aber nicht gerade freundlichen Ausdruck auf Anstruther.

„Der gute alte Mann! Treu in der Liebe, treu im Hass!“ dachte seine Herrin, als ihre Blicke seiner verschwindenden Gestalt folgten. „Er ist ein besserer Corse als ich!“ Ich muß ihn zu Vater Enrique schicken, damit er befehrt

wird," meinte sie lächelnd. Dann aber wurde sie plötzlich sehr blaß und flüsterte mit blassen Lippen: „Mein Gott!“ Was wird Danella thun?“

---

### Achtzehntes Kapitel.

#### Satan dringt ins Paradies.

„Wo ist Enid?“ fragte Anstruther, als er in Lady Chartris' Zimmer trat.

„Sie sucht im ganzen Hotel nach dir,“ entgegnete die Dame ernst. „Edwin, du mußt sofort zu Bett gehen.“

„Zu Bett, Mama?“ schrie Maud erstaunt. „Ist er unartig gewesen?“ Bett am Tage war für sie gleichbedeutend mit Strafe.

„Wie albern! Er ist krank.“

„O, krank?“ Das Kind richtete einen kritisch prüfenden Blick auf den angeblichen Kranken und war mit seiner Diagnose des Falles sofort im reinen. „Der krank! Dazu sieht er zu furchtbar lustig aus.“

„Maud, du bist eine sehr kluge junge Dame,“ bemerkte Anstruther, und dabei überkam ihn ein übermütiges Verlangen zum Necken.

„Wozu wird Maud erzogen?“ war der erste Schuß, den er auf Lady Chartris abfeuerte.

„Natürlich zu einer Dame! Weshalb fragst du?“

„O —“ entgegnete er mit einem komischen Blick auf das „abgekürzte“ Kostüm des Mädchens, „mir kam der Gedanke, sie solle Balletttänzerin werden.“

„Meidinger!“ rief Maud vergnügt.

„Solche Seemannsspäße kann ich in Gegenwart von Kindern nicht leiden,“ antwortete die Witwe mit sehr rotem Gesicht, „und was meinst du mit ‚Meidinger‘, Maud?“ Maud hatte diesen Ausdruck von einem deutschen Legationssekretär in Paris aufgeschnappt.

„Das heißt so viel, als daß ich das schon einmal gehört habe,“ lachte das Kind, blindlings sein Schicksal heraufbeschwörend. „Herr von Bülow fragte mich neulich, wie alt ich sei, und ich sagte ihm, ich sei erst elf Jahre, aber ich hätte drei Geburtstage gehabt, von denen du gar nichts gesagt und wo du mir nicht einmal etwas geschenkt hättest.“ Diesen letzten Worten gab Maud durch einen wütenden Blick auf ihre Mutter Nachdruck.

„Nun?“ fragte diese mit zitternder Stimme, denn Bülows vornehmes ausländisches Wesen hatte eine grausame Bresche in das feurige alte Herz gelegt.

„Nun, dann sagte er: ‚Mama macht dich wohl zur Balletttänzerin, weil sie selbst zu antik dazu ist, petite?‘“

Anstruther, der bis dahin ein amüsiertes Zuhörer gewesen, war bei dieser Wendung doch etwas überrascht und betroffen. Lady Chartris' Gesicht überzog sich mit einer safrangelben Blässe, mit Ausnahme der zwei geschminkten Flecke, durch welche jetzt einige über ihre Wangen herabrollende Thränen mißfarbige Furchen zogen. „Verlaß das Zimmer!“ sagte sie zu Maud in einem Tone, der keinen Widerspruch duldete.

„Du wirfst sie doch nicht für das strafen, was ich gethan habe?“ fragte Edwin.

„Gewiß nicht, aber ich werde mein Kind morgen nach England zurückbringen, um es von Männern fern zu halten, die es lehren, seine Mutter zu verachten.“ Sie sagte dies mit wirklicher Würde und verließ das Zimmer. Die Ausführung dieses Entschlusses hatte mehr Einfluß auf Edwins Schicksal, als er ahnte.

Die Thür hatte sich kaum hinter Lady Chartris geschlossen, als Enid eilig ins Zimmer trat. „Wo bist du gewesen? Ich habe mir solche Sorgen um dich gemacht! Doktor Sandford und ich haben dich den ganzen Tag gesucht, er hat dir vollständige Ruhe verordnet. Nun geh zu Bett, Lieber, ich will ihn sofort holen.“

„Gesunde brauchen keinen Doktor, Enid.“

„Du bist nicht krank?“ fragte sie, ihn erstaunt ansehend.

„Ich war niemals im Leben gesünder.“ Ein herzliches Lachen gab dieser Versicherung Nachdruck.

„Wie? Du hast ja dein altes Lachen wieder gefunden,“ rief sie, als sie dies hörte.

„Mein altes Lachen?“

„Ja, das du in Aegypten gelassen hattest, wie du sagtest.“

„O — ah! Ja, natürlich! Ich habe jetzt das Gefühl, als ob ich es mit einem Preisboger aufnehmen könnte. Hättest du heute morgen Gewalt versucht, um mich zu Bett zu bringen, so würde dieser ohnmächtige Invalide dich in Erstaunen versetzt haben.“

„In Erstaunen?“

„Ja, er würde jeden französisch-italienischen Kellner zur Thür hinaus geworfen haben.“

„Dann warst du also heute morgen nicht krank?“ Ein vorwurfsvoller Blick traf ihn, der ihn tief beschämte, aber er entgegnete ohne zu erröten: „Keinen Schimmer!“

Nun aber nahm Enids Angesicht einen zornigen Ausdruck an. „Du hast also mir, deiner Schwester, dadurch, daß du dich so anstelltest, als ob du ohnmächtig wüdest, einen Tag der größten Angst bereitet — wirklich ein sehr herzloser Spaß! Und dann verschwindest du und nun kommst du in deiner gemütlichen Quarterdecksmannier zurück und treibst Lady Chartris mit einem schlechten Seemannswitz in Thränen auf ihr Zimmer und die arme Maud zur Verzweiflung. Sie heult bei dem Gedanken, daß sie nach England zurückgeschleppt und in die Schule geschickt werden soll — wirklich niederträchtig!“ Aber ihr Zorn verwandelte sich plötzlich wieder in Angst. „Du mußt Fieber haben, Liebster — ich hole den Doktor.“

Edwin brach von neuem in Lachen aus. „Ist das das Lachen eines Verrückten?“ fragte er.

„Nein, aber welcher vernünftige Mensch würde wohl auf den Gedanken kommen, die, die ihn lieben, dadurch so zu quälen, daß er sich krank stellt!“

„Monaco ist ein ganz angenehmer Aufenthalt, und Burton, der Geliebte, kann ein bißchen warten.“

„Das also war der Grund? Diese gräßlichen Spiel-

tische haben dich abgehalten, mich zu ihm zu bringen? O! o!" Der Zorn erstickte ihre Stimme, aber Sprachlosigkeit dauert bei Frauen selten lange. „Nein, du brauchst nicht so zu thun, als ob du mich liebtest, und zu versuchen, mich neben dich aufs Sofa zu ziehen und mich in deiner rohen Seemannsweise zu umarmen — laß mich in Ruhe!" Sie stampfte wütend mit ihrem kleinen Fuße. „Thust du so deine Pflicht gegen deine Schwester bei dem großen Wagstück ihres Lebens?" fragte sie heftig.

„Wagstück deines Lebens? Was in aller Welt meinst du?"

„Siehst du nicht, daß du als mein Bruder und Vormund mich nach England bringen und Erkundigungen über Mr. Barnes' Charakter einziehen müßtest, ob er meiner würdig ist — ehe du ihm mein Lebensglück anvertraust?"

Bei diesem schlaun ersonnenen Vorwand, sie zu dem abwesenden Barnes zu bringen, grinste Anstruther vergnügt. Er hatte nun alle Trümpfe in der Hand und fing an sie langsam auszuspielen. „O — es thut mir leid, daß du ‚Burton, den Geliebten‘ für deiner nicht würdig hältst. Es wäre vielleicht besser, wenn ich die Verlobung brieflich rückgängig machte, — he, Enid?"

„Himmel! Du willst mein Herz brechen! Er ist der liebste, edelste Mensch auf der Welt. Aber, weißt du, der Form wegen wäre es doch deine Pflicht, dich über ihn zu erkundigen."

„In den nächsten Tagen unmöglich! Ich habe einen Grund."

„Warum hast du mir das nicht heute morgen gesagt, anstatt mich so lieblos zu erschrecken?"

„Ich wollte da noch nicht gern über die Sache sprechen."

„Aha!" Miß Anstruther ward mißtrauisch.

„Jetzt aber kann ich es dir sagen."

„Mein lieber —" Miß Anstruther ward neugierig.

„Ich bin im Begriff mich zu verheiraten!"

„Zu — verheiraten?! — Edwin! — Mit wem?" fragte Enid atemlos mit Augen und Lippen zugleich. „Es kann doch nicht Mildred Lawrence sein? Sie ist die einzige junge Engländerin hier."

„Habe nicht den Vorzug, diese junge Dame zu kennen.“  
„Du kennst niemand, als — — Großer Himmel! Lady Chartris. — Sie ist aufgeregt, — sie geht mir aus dem Wege — o, sie ist es! — Mein armer Bruder! Das intrigante Frauzenzimmer ist alt genug, um deine Mutter sein zu können!“

Enid sprach diese Worte so schmerzbewegt, daß ihr Bruder sie unterbrach. „Rate noch einmal. Was meinst du zu Maud? Sie war ebenfalls aufgeregt, als ich sie zuletzt sah.“

„Die Sache ist zu ernst zum Scherzen. Was für Engländerinnen kennst du hier?“

„Keine. Aber was würdest du zu Mademoiselle Paoli sagen?“

„Edwin! — Sie ist es? — Du liebst sie?“

„Von ganzem Herzen! Und du?“

„Sie ist das liebste Geschöpf auf der Welt. — Aber — ich wollte, sie wäre keine Ausländerin.“

„Ja, das ist allerdings sehr schlimm,“ sagte Edwin spöttisch. „Barnes ist auch Ausländer, wenn mir recht ist. War das für dich ein Hindernis?“

„Nein, mein Lieber! Ich hoffe, du wirst ebenso glücklich wie ich; mehr verlange ich nicht,“ antwortete Enid leise. „Wie? Du bist der Mann, um den ihr Herz bricht?“ rief sie dann plötzlich, als ob ihr eine Erleuchtung gekommen sei. „Das war der Grund, weshalb sie mich beinahe zu Tode küßte. Sie meinte, ich sei dir ähnlich. Du warst ihre hoffnungslose Liebe. O, wie romantisch! Sie hat ein Gelübde gethan.“

„Ja,“ sagte Edwin, den diese Enthüllungen sehr glücklich machten.

„Das weißt du?“

„Natürlich!“

„O, dann erzähl' mir 'mal, geschwind!“

„Sie wollte Nonne werden. Sie hat die ganze Nacht gebetet, ehe sie es um meinethwillen aufgegeben hat.“

„Wie? Ich habe geglaubt, sie sei Nihilistin, oder sonst was Aehnliches, das umhergeht und Menschen umbringt.“

„Schwäg doch keinen Unsinn, Enid,“ entgegnete Anstruther sehr scharf.

„Aber ich weiß ganz gewiß, daß sie von Morden gesprochen hat, und dann, Burton —“

„Ich glaube nicht, daß es gut wäre, wenn du mir erzähltest, was Burton gesagt hat,“ bemerkte Edwin mit einem gefährlichen Klang in der Stimme. „Aber, beim Himmel! Wenn er etwas gegen meinen Engel sagt! Ich werde — —“

„Halt!“ rief Enid mit einem leichten Zittern der Stimme und sehr blaß werdend, denn sie war bei dem Gedanken tödlich erschrocken, daß die beiden Männer, die sie liebte, durch Worte, welche sie gesprochen, zu Feinden werden könnten. „Mr. Barnes hat mir gegenüber stets in Ausdrücken größter Hochachtung von Mademoiselle Paoli gesprochen.“

„Das habe ich erwartet. Marina hat mir erzählt, daß er sie dir vorgestellt habe.“

„Allerdings!“

„Kannst du ihn durch die Voraussetzung beschimpfen, daß er dich, seine zukünftige Gattin, mit jemand, der deiner Freundschaft unwürdig ist, bekannt machen werde?“

„Gewiß nicht!“

„Was hat er über sie gesagt?“

„Er fürchte, daß sie sich vor Gram verzehre, sagte er, und es sei sehr zu bedauern, daß ein so junges schönes Mädchen nicht glücklich sein wolle.“

„Ein verständiger Kerl! Ich stimme vollständig mit ihm überein — aber vergiß nicht, es darf hier keine Zweideutigkeiten geben. Wenn Mr. Barnes irgend welche Beschuldigungen gegen Mademoiselle Paoli ausgesprochen hat, so werde ich ihm Gelegenheit geben, zu beweisen, daß sie begründet sind, und wenn er das nicht kann — beim allmächtigen Gott —!“

„Vergiß du nicht, daß ich deine Schwester bin und daß ich weder dich noch sonst jemand genug fürchte, um zu lügen. — Was willst du wissen?“ fragte Miß Anstruther würdevoll und ein heller, roter Fleck des Bornes glühte auf ihren beiden Wangen.

„Was war das Schlimmste, was Barnes jemals über Marina gesagt hat?“

„Nun, als sie mich in der Brautjungferangelegenheit im Stich ließ, sagte er —“

„Aha! Was?“

„Du kennst doch gewiß ein andres Mädchen in England, das an ihre Stelle treten kann.“

„War das alles?“

„Ja.“

Eine Sekunde lang blickte Edwin seine Schwester fast verachtungsvoll an. „Wahrhaftig, ich will verfl —“ zischte er, aber er ließ das häßliche Wort nicht über die Lippen dringen und fuhr nach einer kurzen Pause ruhiger fort: „Was meinst du eigentlich mit all dem?“

„Ich meine,“ entgegnete Enid, die vollständig bereit war, alles auf sich zu nehmen, solange der Zorn ihres Bruders sich nicht gegen den abwesenden Barnes wandte, „ich meine, Ausländerinnen sind manchmal etwas sonderbar.“

„Sonderbar? Vielleicht! Aber doch nicht sonderbar genug, um auf nichts hin zu versuchen, eines Bruders Gemüt gegen das Weib, welches er liebt, zu vergiften. Enid! Enid! Ich schäme mich deiner!“

„Du kannst über mich sagen, was du willst,“ entgegnete die junge Dame, „aber untersteh dich nicht, ein Wort gegen den Mann zu sagen, den ich liebe.“

„Fällt mir ja gar nicht ein! Mr. Barnes scheint mir ein Mann von gesundem Verstand zu sein und es thut mir nur leid, daß seine zukünftige Frau so wenig davon hat,“ bemerkte Edwin beißend und fing an im Zimmer auf und ab zu gehen und entrüstete und vormurfsvolle Blicke auf seine Schwester zu werfen, deren Demut, um die Wahrheit zu sagen, ihn überraschte, da Enid sonst gewöhnlich im Vordertreffen der Schlacht kämpfte.

„Warum antwortest du mir nicht?“ brach er endlich los, wie ein verwundeter Löwe vor seiner Schwester stehen bleibend. „Was habe ich dir gethan, daß du versuchst, mich unglücklich zu machen? Als du mir schriebest, du liebtest, habe ich dir da geantwortet: Er ist ein Aus-

länder — vielleicht ein Dynamitard oder ein Meuchelmörder? Du kanntest Barnes eine Woche, aber dein Wort war mir genügend, zu glauben, daß er ein Ehrenmann und deiner würdig sei!"

"Ja, Liebster, du warst die Güte selbst!" Es standen Thränen in Enids Augen, als sie sich an ihres Bruders Brief erinnerte.

"Und nun, wo ich zu dir komme und sage: Hier ist das Mädchen, welches ich seit einem Jahre an bete — das Weib, welches das Werk einer Heiligen that, indem es die Verwundeten und die Kranken pflegte; das den Tod von meinem Lager vertrieb und das, als ich aus meinen Fieberträumen erwachte, sagte: 'Meine Aufgabe soll es sein, Sie gesund zu machen, damit Ihre Schwester, von der Sie in Ihren Phantasieen immer sprachen, ihres Bruders Angesicht auf Erden niedersieht' —"

"O, das liebe Geschöpf!" unterbrach ihn Enid und lief nach der Thür.

Aber Edwin hielt sie fest. "Wo willst du hin?" fragte er streng.

"Zu Marina, um ihr einen schwesterlichen Kuß zu geben, Liebster!"

Er schloß sie einen Augenblick in die Arme. "Du bist sehr lieb gegen mich, aber siehst du nicht ein, daß du heute abend ein bißchen thöricht warst?"

"Schilt mich nicht mehr," flüsterte die Schwester schluchzend. "Siehst du nicht, daß ich weine?" Dann riß sie sich von ihm los und eilte nach Marinas Zimmer. Mit stürmischer Bärtlichkeit umarmte sie die junge Corsin und begrüßte sie als Schwester, und es war ihr Ernst damit, denn nach Edwins Rede über das ägyptische Lazarett würde selbst Barnes sie nicht dahin gebracht haben, etwas andres als Gutes von ihres Bruders Pflegerin zu glauben.

"Deine Augen sind rot, Enid?" fragte Marina, als der erste Sturm sich gelegt hatte.

"Ich bin deinetwegen gescholten worden, Liebste."

"Unmöglich!"

"Doch! Ich sprach von deinem Gelübde."

„Doch nicht, was ich dir gesagt habe?“ stammelte Marina erblaffend.

„O, so weit kam ich nicht.“

„Nicht? — Was sagte er?“

„Er rannte wütend auf und ab und sah aus wie ein gestellter Löwe. ‚Beim Himmel!‘ rief er, ‚wenn dieser Barnes etwas gegen meinen Engel sagt!‘“ Enid lachte und gab eine kleine pantomimische Vorstellung von ihres Bruders Zorn, sagte aber plötzlich ernst: „Marina, erzähle ihm nichts von dem, was Burton gesagt hat, daß du nicht mit mir verkehren solltest. Das würde Unfrieden zwischen den Männern säen, die wir lieben.“

Die Corfin überlegte einen Augenblick, dann ergriff sie Miß Anstruther an beiden Armen und sah ihr in die Augen. „Gewiß nicht!“ sagte sie traurig. „Mr. Barnes hatte vollständig recht, ich habe seinen Rat befolgt. Mein Gelübde gehört der Vergangenheit an, es gibt jetzt nichts mehr, was mich verhindern kann, deinem Bruder eine gute Frau zu werden. Glaubst du mir jetzt?“

„Ob ich dir glaube?“ ihre Frage selbst durch eine zärtliche Umarmung beantwortend. „Was für ein sonderbares Gelübde das gewesen sein muß!“

„Dereinst werde ich es dir sagen,“ flüsterte die Corfin, „nicht jetzt — jetzt ist es eine zu traurige Erinnerung — aber du darfst niemals an mir oder meiner Liebe zu deinem Bruder zweifeln.“

„Als ob ich das könnte!“ erwiderte Enid. „Komm, Schwester, gehe mit mir hinunter und mache ihn und auch mich glücklich.“

Die beiden jungen Damen gingen nun nach dem Zimmer, wo sich Mr. Anstruther aufhielt, und es wurde festgesetzt, daß Enid Marinas Brautjungfer sein solle und daß sie alle, sobald die Hochzeit vorüber sein werde, nach England gehen wollten, um dort eine zweite zu feiern.

Enid sah den Liebkosungen des zärtlichen Paares zu, bis sie sich wie eine unglückliche Peri an den Pforten des Paradieses vorkam. Endlich entfernte sie sich leise, um einen

langen Brief an Barnes zu schreiben, der diesem viele sonderbare und unerwartete Neuigkeiten erzählte.

Spät am Abend, als sie zu Bett ging, wurde an die Thür geklopft. „Wer ist da?“

„Marina.“

„Gibt's etwas?“ fragte Enid, als die schöne Corfin eintrat.

„Nein, — ich dachte, du sprächest gern von ihm!“

„Komm zu mir ins Bett, wir wollen die Nacht Burton weihen.“

„Nein, ich meine Edwin,“ flüsterte Marina lachend.

„Natürlich! Wie selbstsüchtig ich bin. Also, halb und halb! Ich spreche von dem einen und du von dem andern.“

So sanken die beiden hübschen Evas, sich von ihren Adams unterhaltend, in einen glücklichen Schlaf, während der Frühzug die Schlange in Gestalt des Grafen Musso Danella mit dem Apfel der Erkenntnis in der Hand, welcher die Wurzel alles Übels ist, Monte Carlo zuführte.

---

## Neunzehntes Kapitel.

### Satan frohlockt.

Lady Chartris hatte erkannt, daß die Hingebung ihres feurigen, aber gealterten Herzens an den flatterhaften, jugendlichen Attaché der deutschen Gesandtschaft in Paris, Herrn von Bülow, weggeworfen war. Seine böshafte Bemerkung, wie sie von Maub hinterbracht worden war, mehr aber noch die Wahrnehmung, daß er sich in den letzten Tagen sehr auffallend um die Gunst einer jungen ungarischen Gräfin beworben, hatten der Witwe einen tiefen Abscheu vor der Leichtfertigkeit des Lebens in Monaco eingeflößt. Sie und ihre Familie verließen demnach am nächsten Morgen das Grand Hotel.

Als Enid ihr lebewohl sagte, fragte sie flüsternd: „Gehst du direkt nach London?“

„Ja, verlaß dich darauf, ich kehre diesem schrecklichen Land so bald als möglich den Rücken.“

„Wenn das sicher ist, bitte nimm dies mit,“ sagte Miss Anstruther und drückte ihr dabei ein kleines Päckchen in die Hand. „Es ist für Burton. Gib es ihm, sobald du in London angekommen bist. Ich werde ihm deine Adresse telegraphieren und er wird dich auffuchen. Sage ihm, wie gern ich mit dir gegangen wäre, aber ich muß zu Edwin's Hochzeit bleiben.“

Kurz vor der Abfahrt bemerkte ein Herr von vornehmem Außern Lady Chartris mit ihrer Tochter und war offenbar überrascht. Er war allem Anschein nach eben angekommen, denn er trug die Spuren einer langen Reise. Nach augenblicklichem Zögern näherte er sich den Damen und fragte, den Hut lüftend, höflich: „Verzeihen Sie, ich bin Graf Danella, Mademoiselle Paolis Vormund. Ich habe wohl die Ehre, mit Lady Chartris zu sprechen; wenn ich nicht irre, habe ich Sie einmal in Nizza gesehen, hatte jedoch nicht den Vorzug einer Vorstellung. Ich erkenne Sie an Ihrem reizenden Töchterchen — Maud, nicht wahr?“

„Stimmt,“ entgegnete diese junge Dame.

„Was kann ich für Sie thun, Herr Graf?“ fragte Lady Chartris überrascht.

„Marina erwähnte in ihren Briefen, Sie seien die Beschützerin ihrer lebenswürdigen Freundin, Mademoiselle Enid. Sie reisen von Monaco ab? Gehen die junge Dame und ihr Bruder mit Ihnen?“

„Nein, sie sind beide noch im Grand Hotel. Aber Sie müssen mich entschuldigen, Herr Graf, ich verpasse den Zug.“

Musso war mit großem Diensteifer den Damen beim Einsteigen behilflich und benutzte diese Gelegenheit, sich mit eignen Augen zu überzeugen, daß sonst niemand in ihrer Gesellschaft war, denn er war ein Mann, der in wichtigen Dingen gern sicher ging. Gerade als der Zug sich in Bewegung setzte, kam ihm ein Gedanke, der ihn erblaffen ließ. „Marina sollte mich gestern abend in Nizza treffen, sie war nicht dort, sie ist doch wohl!“

„Sehr wohl und furchtbar fidel,“ rief Maud und würde noch mehr gesagt haben, wenn der Zug nicht sie und ihre Neuigkeiten entführt hätte.

Danella nahm noch einmal den Hut ab und murmelte mit einem eigentümlichen Lächeln des Triumphs: „Er läuft also nicht fort. — Gut! Nun kann mir Marina meinen Lohn nicht länger verweigern.“

Als Lady Chartris Paris erreicht hatte, dachte sie, sie könne einige Einkäufe machen, und sie hielt sich zu dem Ende dort mehrere Tage auf. Dadurch wurde Miß Anstruthers Sendung an Mr. Barnes verzögert. Postmarken sind eben zuverlässiger als Freundschaft, wenn es sich um die rechtzeitige Besorgung von Briefen handelt.

Als er im Grand Hotel ankam, sah Danella das Fremdenbuch nach und fand Lady Chartris' Bericht bestätigt. Er begab sich auf sein Zimmer und verwandte die größte Sorgfalt auf seinen Anzug. Das weißeste Leinenzeug, die roteste Halsbinde und die glänzendsten Lackstiefel legte er an und summt dabei in wilder Aufregung ein lustiges französisches Chanson vor sich hin, welches den Rehrhim hatte:

„A Gibraltar! à Gibraltar!“

Nach einigen Strophen wurde sein Gesicht jedoch sehr ernst und er überdachte noch einmal, welche Ergebnisse sein Besuch in Gibraltar gehabt hatte.

Als er in der großen englischen Festung angekommen war, hatte er sehr bald festgestellt, daß im vorigen Jahre bei der Abfahrt des „Bulture“ nach Aegypten sich drei überzählige Offiziere als Passagiere an Bord befunden hatten, die ihre schon vor Alexandria liegenden Schiffe erreichen wollten. So erklärte es sich ganz natürlich, daß die von der Admiralität empfangene Liste, welche nur die eigentliche Bemannung des „Bulture“ umfaßte, deren Namen nicht enthielt. Es waren dies: Charles Marion Phillips, George Fellows Arthur und Edwin Gerard Anstruther.

Nach kurzer Ueberlegung kam der Graf zu der Ansicht, daß es nur einer von diesen dreien gewesen sein könne, der das Duell bei Ajaccio gehabt hatte, da es für einen wirklich zur

Besatzung des Schiffes gehörigen Offizier beinahe unmöglich gewesen wäre, wenige Stunden vor der Abfahrt noch Landurlaub zu erlangen. In Gibraltar liegt stets eine große Anzahl von englischen Kriegsschiffen und es ist nicht schwierig, Auskunft über den zeitigen Aufenthalt bestimmter Offiziere zu erhalten. Danella stand sehr bald in Beziehungen zu den Offiziersmessen fast sämtlicher Schiffe des Geschwaders. Er lud sie am Lande ein und nahm ihre Einladungen, an Bord der Schiffe zu speisen, an und so mußte er sehr bald, daß Charles Marion Phillips sich zur Zeit in Ostindien befand und daß George Fellows Arthur an Bord der „Sealark“ im Kampfe vor Alexandria gefallen war. Daß Anstruther auf eben diesem Schiffe, welches vor wenigen Tagen von Nizza angekommen war, im Dienst stand, hatte er schon dort festgestellt.

Nachdem Barnes sich in die Schwester dieses letztgenannten Herrn verliebt und diesen aller Wahrscheinlichkeit nach in Nizza persönlich getroffen und kennen gelernt hatte — wenn er ihn nicht schon von früher her kannte — war plötzlich Interesse genug an Marinas Gelübde in ihm erwacht, um eine Unterredung mit ihr zu suchen und den Versuch zu machen, sie durch Mitteilung der letzten Botschaft ihres sterbenden Bruders zu bewegen, ihren Racheplänen zu entsagen — eine Mühe, die er sich früher nie gegeben hatte. Wahrscheinlich, so folgerte der Graf, hatte der Amerikaner bei dem angenommenen Zusammentreffen in Nizza den Offizier als den Duellanten erkannt. Von den drei Passagieren des „Vulture“ war also Anstruther offenbar der Mann, auf den sich seine weiteren Nachforschungen richten mußten. Graf Danella mußte es zunächst dahin zu bringen, daß er an Bord der „Sealark“ geladen wurde. Bei Tische traf er mit Anstruther zusammen und sie wurden bald vertraut, fast Freunde, denn Russo konnte sehr liebenswürdig sein, wenn es in seinem Interesse lag. Edwin frühstückte mit dem Grafen und dieser dinierte mit ihm, und wenn er an Land blieb, war Anstruther manchmal die Nacht über der Gast des Grafen. Allein mit all seiner Gewandtheit der Unterhaltung und seiner Kunst, Vertrauen einzulößen, gelang

es dem Grafen doch nicht, dem englischen Lieutenant ein Wort abzulocken, das auf den Zweikampf bei Ajaccio Bezug gehabt hätte. Direkte Fragen zu stellen, wagte Danella nicht. Er war also gezwungen, sich nach Umständen umzusehen, welche ihm den Beweis lieferten, daß seine Annahme richtig sei, und die Vorsehung gab ihm alles, was er brauchte.

Anstruther hatte seinen Urlaub erhalten und dem Grafen mitgeteilt, daß er am Abend vor seiner Abreise nach Nizza und Monaco ans Land kommen werde.

„Sie nehmen Ihr Gepäck wohl mit sich, lieber Edwin?“ fragte der Graf.

„Ich hatte zuerst die Absicht,“ erwiderte Anstruther, „es an Bord der ‚Sealarl‘ zu lassen; es ist viel weniger Mühe, wissen Sie. Aber da ich nicht mehr auf mein Schiff zurückkehre — es steht außer Dienst und liegt, wenn ich wieder nach England komme, schon lange im Trockendock — und da meine Schwester mich vielleicht lange auf dem Festland zurückhält, so habe ich mich entschlossen, es mitzunehmen.“

„Lassen Sie uns jetzt an Bord gehen, ich will Ihnen packen helfen.“

„Sehr verbunden, Danella, aber ich habe das schon besorgt, ehe ich an Land ging.“

„Ah, das freut mich, dann bleiben Sie also den Rest des Tages hier. Ich werde Sie nicht mehr fortlassen, wir lassen Ihr Gepäck holen. Essen und schlafen können Sie bei mir und morgen früh begleite ich Sie zur Bahn.“

„Es wird mir schwer, Ihre freundliche Einladung abzulehnen, Danella, aber ich muß Harrison von den Jägern und Mc Dermot von der Marineinfanterie noch lebwohl sagen. Sie sind alte Freunde und Sie wissen ja, daß ich meinen Abschied nehme. Dies ist meine letzte Reise im Dienst gewesen und vielleicht mein letzter Besuch in Gibraltar.“

„Sie sollen das eine thun und das andre nicht lassen, mein junger Freund,“ rief der Graf. „Mc Dermot und Harrison sollen auch hier speisen und Ihr letzter Tag im Dienst soll mit einer lustigen Nacht enden.“

Anstruther ließ sein Gepäck holen. Danella gab ihm und seinen Freunden ein kleines Diner, wie man es im Café Anglais in Paris nicht besser haben könnte — denn in allen Dingen, welche die Tafel betrafen, war er ein Kenner — und da die spanischen Weine stark und feurig waren, ging Lieutenant Edwin Gerard Anstruther von Ihrer britischen Majestät Marine mit schwerem Kopf zu Bett und sank in tiefen Schlaf, aus dem er am andern Morgen erwachte, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß sein Gepäck während der Nacht einer gründlichen Untersuchung unterworfen worden war.

Am andern Tage brachte ihn der Graf nach dem Bahnhof. Als er ihm lebewohl sagte, warf er einen eigentümlich schielenden Blick auf einen kleinen Koffer, der zu Edwins Gepäck gehörte. „Vielleicht treffe ich Sie in Rizza oder Monte Carlo wieder, mein Junge, also au revoir!“

Als diese Ereignisse nochmals an seinem Geiste vorübergezogen waren, wurde Danellas Antlitz sehr ernst. „Schade!“ murmelte er vor sich hin. „Er ist so 'n netter Kerl! — Aber alles für die Liebe! Jetzt, wo ich mein Versprechen erfüllt habe, kann meine kleine Taube nicht mehr unfreundlich gegen ihren Russo sein. — hm! Wie sollen wir aber die Geschichte zu Ende führen? Corsica, das ist der richtige Ort. Aber wie bringen wir ihn dahin? — — Halt, ich hab's! Alle Engländer lieben die Jagd. Ich werde ihn einladen, Moufflons zu schießen — Marina soll ein Moufflon schießen und dann — voilà!“

Dieser Ausruf kam wie ein Pistolenschuß aus seinem Munde. Dann brach er in ein fröhliches Lachen aus, klingelte und sagte zu dem erscheinenden Kellner: „Meine Karte zu Mademoiselle Paoli.“

Graf Danella war im Verkehr mit dieser jungen Dame an eine gewisse Förmlichkeit gewöhnt. Sie verlangte es und er ging sehr gern darauf ein, da er in jeder Beziehung sehr besorgt um den guten Ruf seiner schönen Mündel war. Im kleinen beobachtete er also, was recht war, während ihm, um Marina zu gewinnen, ein großes Unrecht, sogar ein Verbrechen, eine Bagatelle war.

„Mademoiselle Paoli will Monsieur empfangen,“ meldete der zurückkehrende Kellner und führte ihn nach Marinas Zimmer. An der Thür hielt Danella inne. Zitternd fuhr er sich mit dem Taschentuch über seine klopfenden Schläfen, um sich die Feuchtigkeit, welche die gewaltige nervöse Aufregung dort hervorgerufen hatte, abzuwischen; dann strahlten seine feinen Züge plötzlich in sehnächtiger Erwartung. „Endlich, Musso, du alter Narr!“ murmelte er und öffnete die Thür, die ihn von dem Glück trennte, das er, wie er meinte, nun errungen hatte.

Marina war in tiefes Nachdenken versunken, seit sie seinen Namen auf der ihr überbrachten Karte gelesen hatte. „Was wird der Mann in seiner furchtbaren Enttäuschung thun?“ dachte sie. Sie kannte Danella zu genau, um zu hoffen, daß er den Traum seines Lebens in dem Augenblick, wo er zur Wirklichkeit werden sollte, ohne einen heftigen Kampf und, wenn ihm die Gelegenheit dazu in den Weg kam, ohne grausame Rache aufgeben werde. Gerade das letzte ist es, was sie am meisten von ihrem Vormund fürchtet. Er konnte Edwin Mitteilungen über ihr Gelübde machen — er konnte ihm beweisen, daß ihre Thätigkeit in dem ägyptischen Hospital unter der heuchlerischen Maske der Hingabe an ein heiliges Werk sehr verwerfliche Ziele verfolgte, und sie weiß, wie tief Gerard jede Art von Täuschung verachtet — und das läßt sie erzittern. Aber dann erhebt sich ihre große Liebe in ihr und gibt ihr den Mut zur Vernichtung jeder Hoffnung, welche der Graf hegt, und zur Durchkreuzung jeden Planes, sie von dem Manne, den sie anbetet, zu trennen.

Als Musso die Thür öffnete, sah er ein göttlich schönes Weib vor sich, denn das große Glück der letzten zwei Tage hatte seinen Widerschein auf ihrem Antlitz zurückgelassen, welches jetzt zwar blaß, aber von Mut und Entschlossenheit durchleuchtet war.

Sie ging ihm entgegen und reichte ihm die Hand, die etwas zitterte, als er sie küßte. „Ma belle!“ rief er aus, „hatten die Freuden des Spieltisches die Zauberkraft, eine solche Veränderung hervorzubringen? Nicht mehr die

gebeugte Niobe von Rizza, du bist die Venus von Monte Carlo! Alle Dinge werden denen zu teil, die darauf zu warten verstehen, so ist auch mir endlich Triumph beschied. Wir haben unsern Feind! Und wirfst du auch dein Versprechen halten, wenn alles vorüber ist?" Bei diesen Worten wollte er sie umarmen, allein sie wich zurück.

"Niemals!" rief sie mit einer Stimme, die ihn an seinen Platz bannte.

"Ich glaube, du hast mich nicht verstanden," fuhr er erblaffend nach einer Pause fort. "Du entsinnst dich gewiß, meine Schöne, daß du mir vor einiger Zeit ein Versprechen gabst — vielleicht nicht in Worten, aber wir waren uns doch vollkommen klar darüber, daß du mir Liebe geben und einwilligen wolltest, deinen Muffo glücklich zu machen, wenn ich dir die ersehnte Rache verschaffte. Ich habe nur eine Hoffnung, und diese Hoffnung — bist du!"

"Erinnern Sie mich nicht daran!" antwortete Marina, ebenso blaß werdend wie er.

"Meine herrlichen Nachrichten haben dich aufgeregt, du zitterst, aber die Augen der Liebe sind nicht blind, ich kann sehen, daß du glücklich bist."

"Ich hoffe es zu werden," flüsterte das junge Mädchen, "wenn Sie es mich sein lassen wollen."

"Ob ich es dich sein lassen will? Zähle auf Danella! Ich kann meine Hand auf den Gegenstand deines Gelübdes legen! Durch meinen Beistand wirst du im stande sein, das Grab deines Bruders ohne Scham anblicken zu können. Antonio! Ruhe in Frieden! Deine Schwester hat dich nicht vergessen, sie ist eine echte Corsin! So kannst du jetzt sprechen."

Seine Begeisterung und das Feuer seiner Rede rufen einen Augenblick die alte Marina zurück und sie nimmt seinen Gedankengang auf. "Wenn der Mörder meines Bruders tot zu meinen Füßen liegt," flüstert sie mit heiserer Stimme, "wer kann mir dann den Rimbecco singen? — Wer kann mir Vorwürfe machen?" Während sie dies sagte, stand sie da, als ob sie noch eine Priesterin am Altar der Rache wäre. Im nächsten Augenblick aber schauerte sie zusammen. "Habe

ich meinen Haß nicht um seiner Liebe willen besiegt?" schluchzte sie und dann wandte sie sich dem Grafen zu. „Hören Sie also, daß das Gelübde der Vendetta vor zwei Nächten begraben worden ist. Stände der Mörder meines Bruders jetzt wehrlos vor mir, er wäre sicher!"

„Bist du toll?" schrie der Graf, noch tiefer erblassend als zuvor.

„Jetzt nicht mehr, aber ich war es! Dem Himmel sei Dank, mir sind die Augen geöffnet. Ich habe gebeichtet und Absolution empfangen, ich sündige hinfort nicht mehr."

„Und um eines Dogmas der Kirche willen entsagst du dem Gelübde deines Lebens?"

„Um mehr! Um meines Glücks willen, um meiner Liebe willen! Ich haßte und ich war verflucht — ich liebe und ich bin glücklich!"

Als sie dies sprach, sah der Graf einen Ausdruck im Antlitz Marinas emporsteigen, den er noch nie dort bemerkt hatte, und sein Herz wurde ihm schwer.

„Deiner Liebe?" stieß er atemlos hervor.

„Liebe? Ich bete an!"

„Das kann nicht sein. Niemand kann dir so zur Erfüllung deines Gelübdes helfen, als ich es kann. Jener — jener — Mann, wer es auch sein mag, wird sich nicht zum Sklaven deines Hasses machen wie ich — er kann dich dazu nicht genug lieben."

„Gott sei Dank! Nein!"

„Ah! Er ist wahrscheinlich ein gedankenloser Junge, der dich zu seiner ersten Magd machen wird. Er wird dich nicht anbeten wie Danella, der dich so schön hat werden sehen; der gelernt hat, deine Anmut zu lieben, als er dich zur Schönsten der Erde heranwachsen sah. Habe Mitleid! Ich habe nur dich!"

Dabei stürzte er sich ihr zu Füßen und badete ihre Hände mit der Leidenschaftlichkeit der lateinischen Rasse in Thränen, die er mit Küssen trocknete.

„Sie sind immer sehr — sehr — gut gegen mich gewesen," sagte Marina weich, denn seine Verzweiflung erschütterte

sie und bis zu diesem Augenblick war kein Mann auf Erden rücksichtsvoller gegen sie gewesen als er.

„Ah! Endlich fängst du an, dich zu erinnern! Wenn du als Kind um ein Spielzeug weintest, wer gab es dir? Muffo! Als du zum Weib herangewachsen um Rache schrieest, wer umgab dich in Paris mit Luxus und durchreiste mit dir die halbe Welt, damit du dein Gelübde erfüllen könntest? Danella, — der Mann, den du jetzt um eines Fremden willen verlassen willst! — Komm, ich will dir sagen, wer es ist, den du töten sollst, und du wirst mich lieben.“

Ein Schrei des Schreckens kam von Marinas Lippen. „Sagen Sie mir das nicht,“ stammelte sie. „Seien Sie barmherzig, das nicht!“ Sie sammelte sich und sah ihm mit blitzenden Augen fest ins Angesicht. „Ich verbiete es Ihnen!“ rief sie mit fester Stimme. „Unterstehen Sie sich nicht, mir das zu sagen, oder ich werde Sie hassen. Sehen Sie dort die kahle Wand?“ — sie zeigte auf die Stelle, wo Antonios Bild gehangen, bis Anstruther sie überwunden hatte. — „Dort hing meines Bruders Bild! Es ist herabgerissen! Wenn ich ihn vergessen habe aus Liebe zu diesem Manne, meinen Sie, ich würde mich Ihrer erinnern?“

Danella erhob sich langsam und sah sie einen Augenblick an. Er war in den paar Minuten, während er vor ihr auf den Knien gelegen, um Jahre gealtert. Sein Gesicht zeigte Falten, welche vorher nicht zu sehen gewesen waren. „Du liebst ihn genug, um das zu thun?“ murmelte er mit gebrochener Stimme.

„Ich liebe ihn genug, um feinetwillen mein Gelübde aufzugeben. Ich liebe ihn genug, um mein Leben so zu gestalten, daß es ihm Ehre macht,“ entgegnete das junge Mädchen stolz.

„Unmöglich!“

„Unmöglich? Innerhalb einer Woche heirate ich ihn.“

„Heiraten? Du vergiffest, daß ich dein Vormund bin. — Du bist erst zwanzig — nach französischem Gesetz mußt du meine Einwilligung haben, um zu heiraten. Ich verweigere sie!“

„Ich habe auch daran gedacht. — Der Mann, den ich

liebe, ist kein Franzose; wir werden an einem Ort heiraten, wo das französische Gesetz nicht gilt. — Sie können es nicht wagen, mich nach Frankreich zurück zu schleppen, ich trotz Ihnen!" rief Marina kühn.

Danella erkannte, daß sie entschlossen war. Einen Augenblick sah sein Gesicht hager und angegriffen vor Elend aus, aber gleich darauf nahm es den Ausdruck tiefen Nachdenkens an. „Sage mir, ist der Mann, den du liebst, eine edle, ehrenhafte Natur?"

„Edel wie ein Gott!"

„Dann, mein Fräulein, ist meine Aufgabe eine leichte. Ich brauche nur zu deinem edlen Manne hinzugehen und ihm zu erzählen, wie du seit einem Jahre wie ein Raubtier, mit Mord im Herzen, ein menschliches Wesen verfolgst, und wenn er wirklich der Mann ist, wie du ihn schilderst, so wird er wohl kaum geneigt sein, eine corsische Tigerin zu heiraten."

„Sagen Sie ihm das nur, er wird Sie Lügner heißen!" rief Marina verzweifelt.

„Ich werde die Wahrheit beweisen und ihn für seine Beleidigung niederstoßen," entgegnete Danella mit einem häßlichen Blick, der den Zorn des stolzen Mädchens erregte.

„Sie ihn niederstoßen? — Sie?" lachte Marina höhnisch.

„Sie erbärmlicher Affe! Er würde Sie erdrücken wie eine Mücke, die ihn gestochen hat! Sie wollen ihm beweisen, daß ich das Herz einer Mordmörderin habe? Ich bin kein Engel der Barmherzigkeit gewesen! Ich habe ihn vor einem Jahre in Alexandria an dem Bett, auf dem er verwundet lag, bewiesen, daß ich eine Heilige bin. Gehen Sie zu ihm mit Ihrer Wahrheit, er wird Sie tot schlagen wie einen tollen Hund! Hier ist seine Karte! Gehen Sie zu ihm!"

Während Marina diese Worte sprach, hatte Danella anfänglich nur mit Mühe einen Ausbruch der Wut zurückgedrängt. Als sie ihre Thätigkeit in Alexandria erwähnte, hatte die Wut dem Staunen Platz gemacht, und als er endlich den Namen auf der Karte las, die sie ihm gereicht,

hätte er beinahe einen Schrei teuflischen Triumphs ausgestoßen, und mit einem unheimlichen Leuchten seiner Augen murmelte er: „Edwin Gerard Anstruther! Ist das der Mann?“

„Ja,“ antwortete Marina, die sich jetzt der grausamen Worte schämte, die sie dem Manne ins Gesicht geschleudert hatte, dessen einziges Verbrechen darin bestand, daß er sie zu sehr liebte. „Sie haben ihn gesehen,“ sagte sie weich. „Sie wissen, wie edel er ist; vergeben Sie mir, daß ich ihn liebe.“

„Ich werde es mir überlegen,“ entgegnete Danella halb für sich. „Du sollst meine Antwort hören — noch heute! O, mein Gott! — Du wirst deine grausamen Worte bereuen — Marina!“ Er stieß einen tiefen Seufzer aus. War es Liebe, war es Haß? Vielleicht beides. Dann schwankte er aus dem Zimmer.

„Ich bereue sie schon jetzt,“ rief Marina ihm nach, denn bei aller Leidenschaftlichkeit war sie doch edelbedenkend.

Er hörte sie nicht mehr, allein auch wenn er noch im Bereich ihrer Stimme gewesen wäre, würden jene Worte nur an sein körperliches Ohr gedrungen sein. Sein Geist war anders beschäftigt; er beratschlagte mit Satan! Sein Gesicht hatte einen schauerlichen Ausdruck. Der tiefste Seelenschmerz, Wut, Eifersucht, Rachsucht stritten darin um die Oberhand, aber zuletzt war es ein unheimliches satanisches Grinsen, welches seine beweglichen italienischen Züge beherrschte, und durch die in der Wut fest zusammengebißenen Zähne zischte ein Lachen, wie es nur in der Hölle gehört wird, wenn ein neues Verbrechen, scheußlicher, grausamer, als es je ein Teufel erdacht hat, erfonnen wird, das die Erde verwüsten und dem Himmel Thränen auspressen wird.

---

Wanztigstes Kapitel.

Der Koffer mit dem Zeichen G. A.

Nach einigen Stunden überbrachte Tomasso Marina ein Briefchen:

„Monaco, 21. Mai 1883.

„Meine liebe Mündel!

„Du hast um meine Einwilligung zu Deiner Verheirathung mit dem Lieutenant Edwin Gerard Anstruther von der englischen Marine gebeten. Ich, als Dein Vormund, erteile sie hiermit in aller Form schriftlich, da, wie ich weiß, das französische Gesetz dies verlangt. Glaube mir, bitte, wenn ich sage, daß Dein zukünftiger Gatte ein ebenso vornehmer, wie glücklicher Mann ist. Sprich ihm meine Glückwünsche aus und theile ihm mit, daß ich mir die Ehre geben werde, ihn heute abend zu besuchen, um mit ihm die gesetzlichen Vorbereitungen zu Deiner Hochzeit zu ordnen.

„Mit bestem Gruß, wie stets,

Dein Dich liebender Vormund

Musso Danella.“

An

Mademoiselle Marina Paoli,  
Grand Hotel.

Mit strahlendem Antlitz zeigte sie Edwin diesen Brief, denn sie fühlte, daß damit das letzte mögliche Hindernis für ihr vollständiges Glück beseitigt war, und sie bildete sich ein, daß der Graf in der Erkenntnis, daß ihre Liebe ganz und unwiderruflich einem andern gehöre, sich in sein Schicksal gefunden habe.

Enid, welche gegenwärtig war, bemerkte nach einem Blick auf den Brief: „Der Graf scheint wenig Umstände zu machen.“

„Ganz im Gegenteil. Danella ist die Förmlichkeit selbst,“ entgegnete die Corfin.

„Nun, dieser Brief sieht nicht danach aus. Der Vor-  
mund will dem Freier den ersten Besuch machen, Edwin,  
du mußt dich sehr geehrt fühlen!“

„Musso und ich sind in Gibraltar so genau bekannt  
geworden, weißt du. Er möchte wahrscheinlich noch einen  
fidelen Junggesellenabend aus mir herauspressen, und ich  
habe deren nicht mehr viel übrig,“ antwortete Anstruther  
mit einem herzbrechenden Seufzer.

„Thut's dir leid, mio adorato?“ fragte Marina, sich  
innig an ihn anschmiegend.

„Ob es mir leid thut, daß mein größtes Glück so nahe  
bevorsteht? Ob es mir leid thut, daß ich die Messe der  
'Sealark' und die Wigbolde des United Service Club dafür  
aufgebe, daß ich dich habe? Sofort bittest du mich wegen  
dieser Andeutung um Verzeihung, oder — noch besser —  
ich werde dich strafen.“

Er zog sie an sich, aber Marina sträubte sich. „Du  
vergiffest deine Schwester!“ rief sie.

„Gar nicht,“ lachte Anstruther. „Enid, würdest du  
,Burton, den Geliebten,' in unsrer Gegenwart küssen?“

„Was für 'ne Idee! Ich würde Mr. Barnes über-  
haupt nicht küssen!“

„Seit wann?“

„Seit er mir das grausame Telegramm geschickt hat,“  
entgegnete Enid. „Ich dachte, ich wollte ihn ein bißchen  
überraschen, und deshalb telegraphierte ich ihm: ‚Marina wird  
die Braut sein und ich die Brautjungfer — rate, wie das  
kommt?‘ und er antwortet: ‚Telegraphiere keine Rätsel ohne  
Lösung — schreibe sofort — Depeschen sehr beunruhigend —  
hast du Fieber?‘ So befehlshaberisch: ‚Schreibe sofort!‘  
und so spöttisch: ‚Hast du Fieber?‘ Ich werde ihm zeigen  
ob ich Fieber habe, wenn ich ihm schreibe.“

„Da muß irgend ein Irrtum vorgefallen sein. Er er-  
wähnt Depeschen — was hast du an ihn telegraphiert?“  
fragte Anstruther.

„Als du mir versprochen hattest, mit mir nach England  
zu gehen, hatte ich natürlich keine Zeit, zu schreiben, ich  
habe ihm also telegraphiert — ich habe eine Abschrift in

meinem Taschenbuch —: ‚Edwin hier. Morgen früh reisen wir nach London ab. Erwarte mich in Dover,‘ — und als du dich krank stelltest: ‚Durch Krankheit aufgehalten — sei nicht sehr enttäuscht.‘ Lady Chartris hat auch einen Brief für ihn, den kann er aber erst in einigen Tagen erhalten.“

„Wie? Barnes’ Depesche ist bei weitem klarer als dein Telegramm, Miß Klarheit!“ lachte Edwin. „Nach deinem ‚durch Krankheit aufgehalten‘ muß ‚Burton, der Geliebte,‘ natürlich denken, daß du krank seist, und da er von Marinas Verlobung mit mir nichts weiß, so erscheint ihm die Brautjungfergeschichte ganz verrückt — kein Wunder, daß er besorgt ist, meine Liebe.“

„O, wie dumm bin ich gewesen — und nun hat er Angst um mich, der liebe, liebe Mensch! — Ja, ich würde ihn sehr gern in eurer Gegenwart küssen, wenn er nur hier wäre!“ Mit diesen sehr innig gesprochenen Worten verließ Miß Anstruther, die sich trotz ihres Bruders Glück ohne den abwesenden Barnes sehr einsam fühlte, das Zimmer und überließ die Liebenden sich selbst. —

An demselben Abend trat der Graf nach dem Diner in Edwins Zimmer. Sein Wesen war vielleicht etwas zu ausgesprochen herzlich, jovial und freimütig, um ganz natürlich zu sein.

„Anstruther, mon ami,“ rief er, „meine besten Glückwünsche! Sie sehen, mein au revoir in Gibraltar war eine Prophezeiung, wir sehen uns hier in Monte Carlo wieder. — Und nun wollen wir über unsre Angelegenheiten nicht wie Geschäftsleute, sondern wie Freunde verhandeln.“

„Nehmen Sie Platz und stecken Sie sich einen Tabak an, Russo,“ antwortete Edwin, indem er sich erhob und Danellas zarte Finger so verb drückte, daß dieser eine Grimasse nicht unterdrücken konnte. „Was fehlt Ihnen, lieber Kerl? Sie sehen zehn Jahre älter aus,“ fragte er, als er einen Blick auf seinen Besucher geworfen hatte.

„In meinem Alter haben lange Eisenbahnfahrten ihre Wirkung, mein Freund, und von Gibraltar nach Monaco ist ein schönes Ende — gute Cigarre,“ entgegnete der Graf mit einem Seufzer und ließ sich träge und nachlässig in

einen Stuhl fallen, wobei seine Augen mit einem ruhelosen Blick das Zimmer durchwanderten und alles zu mustern schienen. Einen Augenblick wurde der Ausdruck der Enttäuschung sichtbar, aber plötzlich blieben sie mit einem eigentümlichen befriedigten Lächeln auf einem kleinen Koffer mit dem Zeichen G. A. haften. Das Gepäckstück hatte durchaus nichts Ungewöhnliches an sich, ausgenommen, daß es vielleicht noch mehr zerstoßen und abgenutzt aussah als Anstruthers andre Koffer. Allein trotzdem schien es eine besond'ere Anziehungskraft für den Grafen zu haben. Er mochte während der folgenden Unterredung noch so sehr versuchen, seine Augen davon abzuwenden, stets kehrten sie zu dem alten, schäbigen kleinen Koffer zurück, der mit vielen Gepäckzetteln beklebt war, und manchmal stierte er ihn förmlich an.

„Sie sind ein vorsichtiger Reisender, Gerard, Sie verlieren kein Gepäck unterwegs.“

„Keine Handtasche, obgleich so 'n Esel von Gepäckträger den Koffer, den Sie so ansehen, beinahe in den Zug nach Lyon geladen hätte.“

„Ah!“ erwiderte der Graf, leicht zusammenfahrend. „Es freut mich, mon ami, daß er Ihnen nicht abhanden gekommen ist!“ Er warf noch einen verstohlenen verlangenden Blick nach dem Koffer und sagte: „Nun zum Geschäft! Sie wünschen meine Mündel zu heiraten, ich willige ein. Im allgemeinen würde ich einen Franzosen vorgezogen haben, aber glücklicherweise kenne und achte ich Sie, und bei Marina heißt es, Sie oder keinen.“

„Kein Franzose könnte mehr thun, sie glücklich zu machen, denn keiner könnte sie mehr lieben,“ entgegnete Anstruther und dann erging er sich in einer Schilderung seiner Liebe, zu der der Graf die Achseln zuckte und lachte. „Sie sind ein feuriger Jüngling,“ sagte er endlich.

„Natürlich! Ich beleidige eine solche Schönheit, wie die Marina's, nicht dadurch, daß ich den Gleichgültigen und Kalten spiele. Ich wünsche Ihre Mündel innerhalb acht Tagen zu heiraten.“

„Sehr ungestüm, mein Sohn, aber ich stimme zu, da es auch mir so am besten paßt. Ich kann Ihre Hochzeit

veranstalten, Rechnung über meine Verwaltung von Marina's Vermögen ablegen, es Ihnen übergeben und rechtzeitig für meine eignen Angelegenheiten in Paris sein. Gut. Ich willige also ein. Und nun zu Ihren Vermögensverhältnissen!"

Edwin überraschte den Grafen durch das, was er für Marina festzusetzen beabsichtigte, denn als Herr von Beechwood war Anstruther sehr wohlhabend, und da er auch sehr verliebt war, so war er bereit, sehr freigebig gegen seine zukünftige Gattin zu sein. Der Graf seinerseits theilte ihm mit, daß Marina in England vielleicht nicht für reich gelten würde, daß ihr aber ein für corsische Verhältnisse beträchtliches Erbe zugefallen sei. Er gab eine Uebersicht über das Vermögen seiner Mündel, aus welcher hervorging, daß es sich unter der sorgfältigen Verwaltung des Grafen an Wert und Einkommen erheblich vermehrt hatte. „Sie müssen mit mir nach Corsica gehen," schloß er, „damit ich Ihnen Marina's Vermögen überliefern und ordnungsmäßig Rechnung legen kann. Sie müssen auch einen Beamten anstellen, der die Besitzungen Ihrer Gattin verwaltet und ihr Einkommen nach England schickt, denn wenn Marina die Ihrige ist, höre ich auf mich darum zu bekümmern, es sei denn, daß mein Rat Ihnen etwas nützen kann, der natürlich immer zu Diensten steht. Heute ist Montag. Es gehört sich, daß meine Mündel aus meinem Hause heiratet, sie kann dann ihr Vaterland und ihre Insel nochmal sehen, ehe sie eine große, englische Dame wird. Der Dampfer geht Mittwochs von Nizza nach Bastia ab, am nächsten Morgen sind wir dort. Dann noch eine kurze Tagereise durch das schönste Land der Erde — über niedrige Hügel am Fuße des Rotondo, durch Orangen-, Oliven- und Palmenhaine — kurz, durch Corsica im Mai und Marina's Heimat! Am Freitag eine corsische Hochzeit — und dann — dann — müssen Sie selbst für Ihr Glück sorgen, das ohne Zweifel groß sein wird!" Dabei schielte er wieder nach dem Koffer mit dem Zeichen G. A. Da er aber zu bemerken glaubte, daß Anstruther unschlüssig sei, fuhr er rasch fort: „Sie können Dienstag mit dem Dampfboot nach Marseille zurückkehren, und ich kann mir kaum etwas Schöneres denken, als die ersten zwei oder drei Tage des

Honigmonds mit einer jungen Frau in den Wäldern von Bocognano, den romantischen Schluchten des del Oro und den Weinbergen von Vivario umherzumandern. Sagen Sie Marina, ich erbäte als letzte Günst, daß sie ihre Hochzeit in ihrem Heimatdorf und in einer Art feiert, die der letzten Tochter der Paolis würdig ist — daß sie an ihrem Hochzeitstage eine echte Tochter des alten Corsica sein solle — und ich glaube nicht, daß sie mir das abschlagen wird."

"Ich nehme in ihrem Namen an und danke Ihnen," sagte Anstruther, ihm warm die Hand drückend. "Es ist sehr rücksichtsvoll und umsichtig von Ihnen, Graf. Ich kann die nötigen Anordnungen wegen Marinas Besitzungen an Ort und Stelle treffen, und das erspart mir vielleicht eine spätere, abermalige Reise nach der Insel."

"Also abgemacht! Wir reisen mit dem Mittwochs dampfer ab," rief Danella. "Sie sind natürlich mein Gast." Die letzten Worte kamen fast zischend heraus.

"Gewiß! — Meine Schwester und ich werden Ihre Gäste sein."

"O — ah! Ihre Schwester — ich habe von ihr gehört —" bemerkte der Graf, wobei ein leichter Schatten über sein Gesicht flog. "Wollen Sie mich nicht Mademoiselle Enid vorstellen? Sie haben eine schöne Schwester, Sie werden ein reizendes junges Fräulein haben — wie glücklich sind Sie!" Muffo schob einen Arm in den Edwins und nach einem letzten, fast liebevollen Blick auf den Koffer mit dem Zeichen G. A. stieg er mit ihm die Treppe hinab und widmete sich Enid Anstruther, der er sich dadurch, daß er einige Geschichten über den abwesenden Barnes erzählte, sehr angenehm zu machen wußte.

"Sie schreiben ihm natürlich jeden Tag," lachte der Graf.

"Nein — aber heute abend werde ich ihm noch telegraphieren, daß wir alle zur Hochzeit nach Corsica gehen." Danella versank nach diesen Worten einen Augenblick in tiefe Gedanken. "Geben Sie mir seine Adresse und ich will Ihnen die Mühe ersparen. Ich wollte ihn ohnehin einladen, und kann ihm nun auch gleich mitteilen, wie wir unsre Reise eingerichtet haben."

„Wollen Sie so gut sein?“ rief Enid erfreut. „Ich weiß, euch Herren von der alten Schule kann man trauen, ihr seid stets so gewissenhaft und pünktlich. Es würde mich sehr glücklich machen, wenn er mit uns in Corsica sein könnte.“ Sie gab Musso die Adresse und zweifelte keinen Augenblick, daß ihr Schatz am nächsten Morgen die Nachricht erhalten würde. Aber auch Herren von der alten Schule sind manchmal nachlässig; der Graf vergaß sein Telegramm abzuschicken, und der Amerikaner hörte nichts von der corsischen Hochzeit.

Später trat Marina bei Danella ein. „Ein Wort mit Ihnen!“ sagte sie. „Sie sind sehr gut gewesen, daß Sie Edwin nichts gesagt haben, was mir unangenehm sein könnte. Er meint, es sei am besten, wenn ich vom Haus meiner Väter aus heirate. Unter einer Bedingung bin ich damit einverstanden.“

„Welche Bedingung, ma belle? Eine hübsche Hochzeit? Sie soll auf echt corsische Art gefeiert werden. Du und deine liebliche Brautjungfer, ihr sollt in die Tracht der Insel gekleidet erscheinen. Ah! Die Hochzeit wird schön sein — und glücklich! Glücklich!“

„Die Bedingung, die ich stelle, ist die, daß niemand mit mir von meinem verstorbenen Bruder spricht. Sagen Sie allen Bauern meines Dorfes, daß ich Antonio nicht vergessen habe — Himmel! Wenn jemand mir den Rimbecco fänge, es bräche mein Herz!“

„Ich werde das im Auge behalten,“ entgegnete der Graf zweideutig.

„Danke Ihnen,“ flüsterte das junge Mädchen. „Sie haben mich sehr glücklich gemacht. Ich möchte meine liebe, alte Insel mit ihren Kastanienwäldern und der weißen, schäumenden Gravona sehr gern noch einmal sehen, ehe ich Engländerin werde und vergessen muß, daß ich eine Paoli und eine Corsin bin. Gott segne Sie, lieber Musso!“ Sie ergriff seine Hand und küßte sie und dann verließ sie ihn.

Als die Thür hinter ihr ins Schloß fiel, überkam Danella die Reue, — aber nur einen Augenblick, denn als er im Mondschein auf dem Balkon stand, sah er, wie Marina ihrem Geliebten den Gutenachtkuß gab, und flüsterte mit

einem schmerzlichen Stöhnen: „Vor meinen Augen! — Mon Dieu! Sie hat keine Barmherzigkeit, weshalb sollte ich Mitleid haben?“ —

Am Mittwoch, dem Morgen der Abreise von Monaco, trat ein junger englischer Reisender, namens Jones, mit großer, widerlicher englischer Anmaßung in das Bureau des Hotels und sagte in seinem näselnden, Londoner Cockney-Englisch: „Beim Zeus! Ich — ah — habe — ah — eine Beschwerde vorzubringen, der Mensch, der das Zimmer neben mir hat, Nr. 187 —“

„Monsieur le Comte Danella!“

„Ein Graf?“ rief der Cockney. „Ich — ah — dachte — ah — es wäre ein Impresario oder ein Singlelehrer oder sonst was von der Kunst. Der sonderbar aussehende Mensch, ah — der alte Kerl — ah, der das romantische Banditenkostüm trägt, — ah — wie ein Tenor in der Oper —“

„O, Tomasso, Mademoiselle Paolis Diener,“ warf der Oberkellner dazwischen.

„Ja, natürlich, der. Da ist er, mit seinem eigentümlichen, schläfrigen Lächeln, — der da, der den alten, schäbigen Koffer herunterschleppt —. Na, also, ich will verflucht sein, ah — wenn der Graf ihm nicht diese Nacht eine Singstunde gegeben und ihn das schauerlichste Lied gelehrt hat, was ich je gehört habe. Ich habe Italienisch gelernt, wissen Sie, — ah, und es kam nichts als Tod und Mord und solches Zeug drin vor, — ah — schauerlich, wissen Sie, — ah — die Wand ist so verflucht dünn, habe jedes Wort gehört, — hm — ich bekam ordentlich Alpdrücken.“

„Sie werden nicht mehr gestört werden, Monsieur Jones,“ erwiderte der Oberkellner, „Graf Danella und seine Gesellschaft reisen heute morgen nach Corsica ab. Da kommt Miß Anstruther, die schöne Engländerin.“

„Ah! Ich ziehe die Dunkeläugige vor,“ antwortete der Cockney, „die, die jetzt einsteigt. Donnerwetter! Was für ein Füßchen! Und haben Sie den Blick gesehen, den sie auf den einzigen Jones warf! Man sieht mir Piccadilly an, und das fängt diese ausländischen Frauenzimmer sofort.“ — —

Am Abend desselben Tages brachte der Zug von Paris

einen jungen Mann nach Monaco, dessen Erscheinung und Anzug die Spuren einer längeren, eiligen und ununterbrochenen Reise zeigten. Es war Mr. Barnes von New York.

Inmitten der Geschäftigkeit, welche die Beratungen mit dem Rechtsanwalt, die Kabeldepeschen nach Amerika, die zur Aufstellung des Ehevertrags mit Miß Anstruther notwendig waren, hervorrief, hatte Enids erstes Telegramm ihm einen großen Schrecken verursacht, denn er erfuhr daraus, daß Edwin Anstruther und Marina Paoli sich in Monte Carlo und sogar in demselben Hotel befanden. Die Depesche mit der Nachricht, daß Marina die Braut sei, versetzte ihn in Angst und er reiste sofort ab. In Paris traf er Lady Chartris und erhielt Enids Brief, aus dem er erfuhr, daß gerade das, was er am meisten gefürchtet hatte, eingetreten sei. Ohne es zu ahnen, war Marina im Begriff, den Mann zu heiraten, welcher ihren Bruder getötet hatte, den Mann, gegen dessen Leben ihr Gelübde der Vendetta gerichtet war. Ueber eine solche Sache wagte er nicht zu telegraphieren, und der Expresszug, der am Dienstag um sieben Uhr zwanzig von Paris abging, brachte ihn so rasch, als Dampf ihn befördern konnte, über Lyon, Marseille und Nizza nach Monaco, wo er am Mittwoch nachmittag eintraf.

Eilig begab er sich nach dem Grand Hotel. „Bringen Sie Miß Anstruther meine Karte,“ sagte er mit ungewöhnlich erregter Stimme, denn die schreckliche Aufgabe, die er vor sich sah, ließ selbst die Freude auf das bevorstehende Wiedersehen nicht aufkommen.

„Mr. Barnes,“ erwiderte der Oberkellner, „Miß Anstruther ist heute morgen mit ihrem Bruder von Monte Carlo abgereist.“

„Nach England? Dann habe ich sie unterwegs verfehlt.“

„Nein — nach Corsica!“

„Nach Corsica?“ stieß Barnes, dem soeben eine der wenigen wirklichen Ueberraschungen seines Lebens zu teil geworden war, atemlos hervor. „Großer Gott! Weshalb denn?“

„Zu Mr. Anstruthers Hochzeit mit Mademoiselle Paoli. Graf Danella und die junge Dame sind zur selben Zeit abgereist. Die Trauung findet, glaube ich, nächsten Freitag

auf deren Besizung auf der Insel statt. — Sie scheinen überrascht!“

„Ein — bißchen,“ murmelte Barnes. „Es wundert mich, daß sie mich nicht benachrichtigt haben.“

„Das ist, glaube ich, geschehen. Ich hörte, wie Graf Danella Mademoiselle Anstruther nach Ihrer Adresse in London fragte, weil er Sie zur Hochzeit einladen wollte. Die Herrschaften standen in Hörweite von diesem Pult.“

„Wann war das, sagten Sie?“

„Am Montag abend gegen neun Uhr.“

Barnes wußte, daß er an jenem Abend bis Mitternacht in London gewesen war, und seine Fassung kehrte allmählich zurück. „Ich muß abgereist sein, ehe das Telegramm ankam. Welchen Weg haben sie nach Corsica genommen?“

„Ueber Nizza nach Bastia.“

„Und wann geht der Dampfer von Nizza ab?“

„Heute, Herr. Um fünf Uhr nachmittags.“

„Dann kann ich ihn nicht mehr erreichen. — Gut,“ sagte Barnes, „bestellen Sie so rasch als möglich etwas zu essen für mich. Ich bin sofort zurück; meine Koffer nach einem Zimmer zu bringen, ist unnötig, ich fahre mit dem nächsten Zuge wieder ab.“

Er eilte nach dem Telegraphenamt und stellte dort fest, daß Montag, Dienstag und Mittwoch keine Depesche an ihn aufgegeben worden war. Danella hatte sich seine Adresse geben lassen und es übernommen, ihn zu benachrichtigen, um Enid abzuhalten, dies selbst zu thun. Auf telegraphische Anfrage in Nizza erfuhr er, daß der Dampfer nach Bastia schon abgegangen sei. Es war jetzt halb sieben.

Je mehr er über die Sache nachdachte, um so weniger gefiel sie ihm, denn plötzlich standen Mussos bedeutungsvolle Worte wie mit Flammenschrift vor ihm: „Wenn wir ihn nach Corsica locken und dort töten können, so wird Marina Paoli von einer einheimischen Geschworenenbank als der Schutzengel von ihres Bruders Grab gepriesen werden.“ Sie warfen ein eigentümliches Licht auf die Vorgänge der letzten Tage und das Rätselhafte darin, was seinen Geist beschäftigte.

Danella benutzte Edwins Liebe zu Marina, um ihn nach Corsica zu locken, damit nach der Ermordung der Mörder oder — die Mörderin sicher sei! Wenn Marina den Engländer liebte, dann mußte Danella ihn hassen, liebte sie ihn nicht, dann würde sie sich wenig Gewissensbisse machen, den Mörder ihres Bruders zu töten, — ihre Ueberlieferungen sagten ihr, daß das nicht allein kein Unrecht, sondern eine heilige Pflicht sei. Sie mochte Edwin lieben oder nicht, diese unselige Heirat mußte verhindert werden, meinte er, und schickte nachfolgende Depesche nach Bastia:

„Monaco, 23. Mai 1883.

An  
Miß Enid Anstruther, Bastia.

An Bord des nächsten, von Nizza  
kommenden Dampfers.

Suche durch alle Dir zu Gebote stehenden Mittel Deines Bruders Hochzeit zu verzögern. Ich habe Dich in Nizza verfehlt, werde aber mit dem nächsten Schiff nach Corsica kommen. Wenn es unumgänglich nötig ist, zeige Edwin als letztes Ueberredungsmittel dies Telegramm und sage ihm, Du seiest überzeugt, daß ich einen solchen Schritt nicht thun würde, wenn es nicht unbedingt notwendig wäre.

Burton H. Barnes.“

Als er diese Depesche aufgegeben hatte, blieb ihm nur noch wenig Zeit. Er schlang hastig einige Bissen hinab und erreichte eben noch den nächsten Zug, der ihn nach Nizza brachte. Dort fand er, daß es noch zwei Dampferlinien nach Corsica gab, eine von Marseille nach Ajaccio und die andre von Genua nach Bastia, von wo eine Post nach Bocognano ging. Er begab sich nach dem Hafen hinab und fand dort eine gut aussehende Feluke, die eben ihr Ladung Südfrüchte gelöst hatte. Auf seine Frage, wie lange Zeit zur Fahrt nach Ajaccio erforderlich sei, antwortete der Kapitän, ein aufgeweckter italienischer Seemann:

„Mit gewöhnlichem Wind vierundzwanzig Stunden, mit gutem vielleicht achtzehn.“

Wenn das Glück einigermaßen günstig war, würde er auf diese Weise also erheblich rascher an's Ziel gelangen, als es bei Benutzung einer der beiden genannten Dampferlinien möglich war, deren nächste Boote erst in einigen Tagen abgingen.

Der Kapitän erklärte sich bereit, ihn überzufahren. „Wann können Sie segeln?“ fragte Barnes.

„Morgen früh.“

„Das nützt mir nichts — es muß heute abend sein — innerhalb einer Stunde.“

„Unmöglich!“

„Innerhalb einer halben Stunde, und ich verdopple den Lohn.“

„In fünfzehn Minuten lichte ich den Anker!“ ruft der Kapitän und stellt seine zerlumppte, halbnachte Mannschaft an die Arbeit. Einer oder zwei, die nicht zu erreichen sind, werden durch ein paar Müßiggänger, die sich am Quai umhertreiben, ersetzt. Barnes half mit allen Kräften, und da ihn seine Jachttouren zu einem erfahrenen Segler gemacht hatten, war seine Hilfe von Wert, so daß das kleine Fahrzeug bald unterwegs war und mit allen Segeln, die es tragen konnte, vor einer leichten südlichen Brise Corsica zustrebte.

„Und nun,“ rief Barnes, „wenn Ihr mich Donnerstag, also morgen nachmittag an der Küste von Corsica ans Land bringt, das Dreifache von dem, was ich Ihnen versprochen habe, Kapitän, und jedem Mann und Jungen eine Dublone extra.“

Von dem Anerbieten des Mannes, den sie den verrückten Amerikaner nannten, angespornt, arbeiteten die Matrosen mit aller Kraft, und als sich am Morgen die Sonne aus den Wogen erhob, war ein schwacher blauer Fleck am Horizont sichtbar, und der Kapitän sagte ihm, das sei Corsica. Als es aber völlig Tag geworden, legte sich die Brise, die niemals stark gewesen war, und bald schaukelte das leichte Schiff kaum noch auf der fast bewegungslosen See und kam gar nicht mehr vorwärts, während die heiße südliche Sonne auf die weißen Segel schien, die schlaff an den Raaen hingen. Der blaue Fleck am Horizont wurde nicht mehr größer.

Die ganze Nacht hatte Barnes nur an eins gedacht: die Befähigung an der Arbeit zu halten, damit das Schiff nicht einen Zoll weniger Fahrt machte, als mit allen möglichen Hilfsmitteln herauszubringen war. Jetzt, wo jede weitere Mühe, für den Augenblick wenigstens, vergeblich war, hatte er Zeit, darüber nachzudenken, was wohl das Ergebnis alles dessen sein würde, was dieser letzte, elende Tag ihm gebracht hatte. Sie schleppen Enids Bruder nach dem Lande der Vendetta, um ihn zu ermorden! Was wird das Schicksal der Schwester sein? Er weiß, welcher Geist und Mut in seiner Braut lebt. Sie ist wahrlich nicht das Mädchen, welches den geliebten Bruder an seiner Seite erschlagen läßt, ohne das Aeußerste zu versuchen, um ihn zu retten — vielleicht mit ihm oder für ihn zu sterben — wie, wenn auch sie getötet wird?

Bei diesem entsetzlichen Gedanken stöhnte er tief und wurde totenblaß. Der starke Mann zitterte, wie ein Kind. „Wie? Wenn ich ihr liebliches Angesicht zum letztenmal gesehen habe? Könnte ich jetzt noch ohne sie leben?“ Nachzend sinkt Barnes auf das Verdeck und blickt mit brennenden Augen nach dem fernen blauen Fleck über der schimmernden See. „O, Gott!“ ruft er. „Einen kleinen Windhauch sende mir, der mich rechtzeitig nach Corsica bringt!“

---

## Fünftes Buch.

### Die corsische Hochzeit.

---

#### Einundzwanzigstes Kapitel.

#### Die Heimat der Vendetta.

„Hier, das Land der corsischen Brüder und dort“ — nach dem Meere zeigend — „die Insel Monte Christos! Ich bin im Lande der Romantik!“ rief Miß Anstruther,

als sie, von Danella unterstützt, den Quai in Bastia betrat. „Haben Sie jeden Tag Ihre eigne Vendetta, mein Herr Graf?“

„Gewiß, zum Frühstück!“ erwiderte der Angeredete mit lautem Lachen.

Die Reise war angenehm, das Mittelländische Meer die ganze Nacht glatt wie ein Landsee gewesen. Die Damen hatten nicht von der Seekrankheit zu leiden gehabt, und so war die Hochzeitsgesellschaft in der besten Laune und Danella anscheinend der Vergnügteste von allen.

„Sie sind so heiter,“ sagte Enid zu ihm, „man sollte fast denken, Sie wären der Bräutigam, Graf.“

„O ja, Mademoiselle, das wünschte ich wohl,“ antwortete Muffo mit behaglichem Richern, „wenn Sie die Braut wären. Mon Dieu! Wäre ich doch der abwesende Barnes!“ Ein scherzhaftes Seufzen begleitete seine Worte, aber sie hatten ihn daran erinnert, daß er ein kleines Geschäft zu besorgen hatte. „Anstruther!“ rief er, „nehmen Sie die beiden Damen einen Augenblick unter Ihren Schutz.“ Die Gesellschaft hatte schon an Bord des Dampfers gesfrühstücht und wartete nur auf das Anspannen der Pferde an ihren Wagen, während der Graf nach dem nahen Telegraphenamt ging. Hier traf er den Diener in der Thür, der gerade im Begriff war, eine angekommene Depesche an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen.

„Ich komme,“ sagte der Graf, „um zu fragen, ob eine Depesche für Miß Anstruther oder ihren Bruder angekommen ist. Sie gehören zu meiner Gesellschaft, die soeben von Nizza eingetroffen ist.“

„Ja, Herr Graf,“ erwiderte der Bote, denn Muffo war seiner ausgedehnten Besitzungen wegen auf der ganzen Insel bekannt. „Ich war eben im Begriff, sie zu bestellen, sie ist für die junge Dame.“

„Ich will Ihnen die Mühe ersparen, mon ami,“ antwortete Danella lächelnd und nahm die Depesche in Empfang. „Woher?“ fragte er leichtthin.

„Monte Carlo,“ antwortete der Beamte.

Der Graf unterdrückte einen Ausruf der Ueberraschung

und schlenderte zurück. „Monsieur Barnes hat Lunte gerochen!“ sagte er zu sich. „Monte Carlo! Hätte er sich in Nizza aufgehalten, würde er uns getroffen haben. Wie gut ist es doch, wenn man rechnen kann.“ Er las das Telegramm durch und lachte vor sich hin. „Jetzt kann er sich nicht mehr einmischen, ehe sie verheiratet sind, und dann! — Voila tout est fini!“

Der Graf hatte mit großer Umsicht alle Vorbereitungen getroffen. Frische Pferde erwarteten die Gesellschaft auf jeder Poststation und die Reise durch die schönsten Gegenden der lieblichen und romantischen Insel — die im Mai am freundlichsten aussieht — war rasch und bequem. Das Gepäck folgte auf einem besondern Wagen, auf dessen Vordach der alte Tomasso mit demselben ruhigen, schläfrigen Lächeln saß, welches sein unerbittliches Bluthundgesicht zur Schau getragen, seit der Graf nach Monte Carlo zurückgekehrt war. Neben ihm lag der Koffer mit dem Zeichen G. A. Er schien aus irgend einem Grunde, vielleicht weil der Graf den Auftrag dazu gegeben hatte, diesem schmutzigen, alten Gepäckstück eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet zu haben. Während der ganzen Reise ließ er es nicht aus den Augen und in Nizza hatte er es mit eignen Händen auf den Dampfer, in Bastia ans Land getragen.

Musso, dessen gute Laune von Bestand war, erzählte auf Enids Wunsch wilde Geschichten von corsischer Familienliebe und vom Haß gegen die, welche einem Verwandten Unrecht zufügen, so daß die Augen der jungen Dame immer größer wurden. Kurz nachdem sie durch Corte gekommen waren, zeigte er ihr ein kleines Haus in einem Weinberg, beschattet von einigen Olivenbäumen.

„Hu! Das sieht ja aus wie ein Gefängnis!“ rief Enid.

„Ja,“ entgegnete der Graf. „Fünfzehn Jahre hatte es der Besitzer, Bel Messere, zu seiner Festung gemacht und weder bei Tag, noch bei Nacht verlassen, denn Orso della Rocca hatte die Vendetta gegen ihn geschworen. Am ersten Tage des sechzehnten Jahres wagte sich Messere hinaus, und noch ehe eine Stunde vergangen war, wurde er wieder zurückgebracht — ein toter Mann! Echte Corsen vergessen

nie ihr Rachegehlübbe!" Dabei blickte er Marina an, welche ihm gegenüber saß, aber ihre Augen begegneten den seinen nicht. Leise stahl sich ihre Hand in die Anstruthers, als ob sie bei ihm Schutz suchen wolle.

„Weshalb erzählen Sie so schauerhafte Geschichten, Muffo?" fragte Edwin. „Sehen Sie denn nicht, daß Sie die Mädchen erschrecken?"

„O, ich finde sie reizend!" entgegnete Enid. „Die Leute müssen hier gerade so sein, wie die Rinderhirten in Texas, von denen Burton mir erzählt hat. Ein wilder Mord scheint mir so romantisch, man vergißt darüber das Schreckliche."

„Wenn du einen gesehen hättest, würdest du wohl das Romantische über dem Schrecklichen vergessen," bemerkte der Bruder kurz.

In Vivario nahm die Gesellschaft das Mittagsmahl ein, und als die Damen nachher wieder in den Wagen stiegen, warfen einige Bauernmädchen Blumen auf den Weg, denn es war bekannt geworden, daß eine Paoli zurückkehre, um vom Hause ihrer Väter aus verheiratet zu werden. Von da an wurde ihre Reise öfter durch ähnliche Begrüßungen unterbrochen. Marina schien, sonderbar genug, dadurch eher beunruhigt, als erfreut zu werden und vor einem Zusammentreffen mit ihren Landsleuten zurückzuschrecken. Einmal sprachen zwei junge Frauen, die ihnen auf der Straße begegneten, etwas in ihrem corsischen Patois, worüber das junge Mädchen erblaßte. Enid fragte etwas neugierig, was die Bäuerinnen gesagt hätten, als sie in den Wagen sahen.

„Einen altmodischen Spruch, bei dem Bräute gewöhnlich erröten," entgegnete Muffo lachend. „Diese Corsinnen haben die Manieren Englands zur Zeit Smollets."

„Dann erlasse ich Ihnen die Uebersetzung," rief Miß Anstruther rasch und selbst erröthend, denn sie hatte Smollet in der alten Familienbibliothek in Beechwood gefunden und einiges von ihm gelesen.

Die Erklärung des Grafen mochte wahr sein, da Marina nicht widersprach, sondern den Kopf senkte und sich zu schämen schien. In ihren Augen lag ein Ausdruck der Angst. Edwin würde dies vielleicht bemerkt haben, wenn er nicht seinen

Platz neben dem Rutscher genommen hätte, um die Aussicht zu genießen. Das Land machte ihm den Eindruck, als ob es viel Wild dort geben müsse, und er machte Pläne, wie er im nächsten Winter mit seiner jungen Frau einen Ausflug nach deren Besitzungen machen wolle, um Moufflon- und Gühnerjagden zu veranstalten und vielleicht einige Wildschweine in den Wäldern von Calvi aufzuspüren.

Weiter fiel nichts Bemerkenswerthes vor. Marina schien ihre Laune wiedergefunden zu haben, als sie den großen Buchenwald von Bizzavona erreicht hatten. Am Nachmittag fuhren sie die Abhänge des del Dro hinab und gelangten in die großen Kastanienwälder.

„Endlich Bocognano!“ rief der Graf gegen Abend. „Sehen Sie, dort steht mein Haus auf der Anhöhe. Ich habe es selbst gebaut und es ist vergleichsweise modern.“ Dabei zeigte er auf ein steinernes Haus, das zwar, wie alle corfischen Landhäuser, nur ein Stockwerk hoch, im übrigen aber ganz im französischen Stil unsrer Zeit gehalten war. „Sie alle werden bei mir speisen,“ fuhr er fort, „und nachher fahre ich die Damen nach Marinas Haus, welches, gerade wie seine Herrin, durch und durch corfisch ist. Es liegt etwas weiter unten am Berge und hat eine wundervolle Aussicht über das Gravonathal.“

Einige Minuten später fuhren sie vor Danellas Landhaus vor, dessen Fenster zur Begrüßung in hellem Lichte strahlten und wo sie alles zu ihrem Empfang vorbereitet fanden. Während des Mahles theilte Musso seine Pläne für den folgenden Tag mit. Marina sollte auf echt corfische Weise, gefolgt von der altmodischen Kavalkade, ihren Bräutigam zur Kirche abholen und ihn nachher zum Hause des Grafen bringen, welches für diesen Tag als sein eignes galt. „Und,“ schloß der Graf, „ich denke, morgen werden wir Ihnen, Mademoiselle Enid, etwas zeigen können, was Sie noch nie gesehen haben — eine echte corfische Hochzeit mit, wie ich hoffe, einer echten corfischen Braut.“ Bei diesen Worten füllte der Graf sein Glas und trank Marina zu.

Die junge Dame erwiderte nichts. Seit sie in Bocognano angelangt war, schien sie niedergedrückt und traurig, und alle

heitere Lebhaftigkeit der letzten Stunden war verflogen. Enid aber, welche Laune genug für zwei besaß, antwortete an ihrer Stelle: „Die Braut wird ganz Corfin sein, aber warten Sie nur, bis Sie den Anzug der Brautjungfer sehen, Graf. Wenn ich nicht morgen auch ganz Corfin bin, dann ist meine Schneiderin nichts wert. O, ich wollte, Barnes wäre hier!“

„Ja,“ rief Anstruther ausgelassen, „dann könnten wir zwei Hochzeiten feiern. Wie, Enid?“

Enid gab keine Antwort, sondern wandte sich dem Grafen zu.

„Finden Sie es nicht sonderbar,“ fragte sie, „daß er Ihr Telegramm, womit Sie ihn zur Hochzeit eingeladen haben, nicht beantwortet hat?“

„Raus,“ entgegnete der Graf langsam. „Vielleicht ist er jetzt auf dem Wege nach Corfica.“

„Aber wenn das der Fall ist, hat er den Dampfer in Nizza verfehlt und wird zu spät kommen.“

„Ohne allen Zweifel, — zu spät, — viel zu spät.“

„Unsinn, Enid. Barnes hat viel zu viel mit seiner eignen Hochzeit zu thun, um an eine andre zu denken,“ warf Anstruther dazwischen. „Muss, kommen Sie in einem Monat nach England und seien Sie mein Gast, wie ich der Ihre bin. Ich will Ihnen eine von unsern ländlichen Hochzeiten in der Kirche von Beechwood mit einer sehr niedlichen Braut zeigen und die schönste, lieblichste Hausfrau in ganz Britannien soll den Vorsitz beim Hochzeitsfrühstück führen.“ Dem letzten Teil seiner Rede gab er durch einen zärtlichen, treuen, liebevollen Blick auf die Ausdrück, welche morgen seine junge Frau werden sollte, so daß Marina ihr Leid vergaß und im Bewußtsein ihres Glücks errötete, und Danella, der gerade das Glas zum Munde führte, beinahe eine Stück mit seinen weißen Zähnen herausgebissen hätte.

Das Mahl wurde nicht länger, als nötig, ausgedehnt, da die jungen Damen ermüdet waren und noch eine Strecke zu fahren hatten.

Als sie sich verabschiedeten, nahm der Graf seine Mündel beiseite. „Mein Verwalter ist drüben gewesen,“ flüsterte er rasch. „Sei unbesorgt, niemand wird dich dadurch betrüben,

daß er dich daran erinnert, daß deines Bruders Mörder noch immer lebt."

Das junge Mädchen antwortete mit einem Seufzer, drückte ihm aber die Hand.

Als Edwin den jungen Damen in den Landauer half, kam der Wagen mit dem Gepäck an.

"Laß Monsieur Anstruthers Sachen in mein Haus bringen," sagte der Graf eilig. „Der Rest folgt den Damen," und als er sich auf den Bock des Landauers schwang und abfuhr, blickte Nuffo mit einem hämischen Blick nach Edwin hinüber, der auf der Veranda stand und rauchte, und nach Tomasso, der eben einen kleinen Koffer mit dem Zeichen G. A. die Stufen hinan in den Flur trug.

Während der kurzen Fahrt hielt Danella, der in der besten Laune war, Enid fortwährend im Lachen und lockte selbst Marina dann und wann ein trauriges Lächeln ab, wenn sich auch ihre Stimmung nicht zu heben schien, als sie sich ihrer Heimat näherten. Als der Wagen durch die große Allee rollte, welche zu dem Hause führte, hing sie den Kopf und flüsterte vor sich hin: „Ich schäme mich, meinen alten Dienern gegenüberzutreten."

Danella war den Damen beim Aussteigen behilflich. „Kopf in die Höhe, ma belle!" sagte er zu Marina. „Morgen kommt der Bräutigam! Morgen werden wir dich nach altcorfischer Art Monsieur Anstruther zuführen. Morgen! Morgen!" Dann fuhr er in die Nacht hinaus, ein heiteres Liedchen mit einem leichtfertigen Rehrreim vor sich hin summend.

Die beiden jungen Damen wurden von dem Gesinde der Familie Paoli sehr ehrfurchtsvoll empfangen, obgleich die Anhänglichkeit, welche Enid in der Begrüßung der jungen Herrin nach so langer Abwesenheit und bei einer solchen Gelegenheit zu finden erwartet hatte, nicht zu Tage trat. Sie waren alle in die corfische Tracht gekleidet und leuchteten den Damen mit flammenden Riesenfackeln, was eine ganz romantische und malerische Wirkung hervorbrachte.

„Wie altertümlich!" bemerkte Miß Anstruther, während sie ihre Hände an den im offenen Kamin brennenden Scheiten

wärmte und sich in dem niedrigen Zimmer mit den Kleinen, durch schön gearbeitete Gitter geschützten Fenstern umsaß.

Marina stand außerhalb des Lichtkreises und klopfte den eichenen Parquetboden ungeduldig mit dem Fuße. Ihre Lippen zitterten, Thränen standen in ihren Augen. „Nicht einer von den Männern,“ dachte sie, „hat mir die Hand geküßt und mich willkommen geheißen, nicht eine von den Frauen hat ihre Lippen auf meine Stirn gedrückt. Und meine Pflegemutter war nicht da, um mich zu umarmen. O Himmel! Sie werden mir das Herz brechen!“

„O, was für ein schönes Bild!“ rief Enid aus, die von der neuen Umgebung zu sehr gefesselt war, um ihrer Gefährtin Niedergeschlagenheit zu bemerken. Sie zeigte auf das Bild, welches Barnes bei seinem Besuche im Hause des Grafen gesehen hatte. „Wie? Das bist du ja, Liebste! So wirst du morgen aussehen. Erwartung! Wie passend! Du erwartest Edwin.“

„Nein!“ rief Marina. „Ich erwartete meinen lieben Bruder. Ich kann es nicht ertragen, ich wußte nicht, daß es hierher gebracht worden war,“ und dabei zog sie den Vorhang über das Bild. Dann sah sie Enid mit rührendem Ausdruck an. „In England, weit fort von allem, was mich an ihn erinnern kann, will ich dir Antonios Geschichte erzählen. Heute mußt du mich entschuldigen, Liebste, du bist ermüdet. Soll ich dich nach deinem Zimmer führen? Ich — ich — muß auch Ruhe haben, deines Bruders Braut muß morgen seiner würdig aussehen.“ Die Reise war lang gewesen, und Enid gab zu, daß sie müde sei. Marina führte sie selbst nach dem Gastzimmer.

„Meine Schwester,“ flüsterte sie, als sie ihr den Gutenachtkuß gab, „bete, daß ich deinen Bruder glücklich mache!“

Die jungen Mädchen trennten sich mit einer zärtlichen Umarmung und Marina kehrte nach ihrem Zimmer zurück. Solange ihr Gast anwesend war, hatte sie sich beherrscht, jetzt aber begann sich ihr Zorn zu zeigen und Thränen des Kerkers und der Scham füllten ihre Augen. „Die Genden!“ rief sie. „Sie wagen es, mich zu beleidigen! Mich, ihre

Herrin! In meinem eignen Hause!" Sie klingelte heftig, und gleich darauf trat Tomasso, der inzwischen mit den Koffern der Damen angelangt war, bei ihr ein.

"Weshalb war Isola, deine Frau und meine Pflegemutter, nicht hier, um mich zu begrüßen und zu umarmen, wie sie sonst immer gethan hat?" fragte das junge Mädchen sehr von oben herab, aber doch mit einem Schluchzen in der Stimme. "Mir liegt nichts mehr an der Liebe derer, die undankbar sind, aber für das Brot und den Bohn, die sie empfangen, verlange ich Dienst. Schicke deine Frau hierher, damit sie mir als Kammerfrau dient."

Der alte Mann blickte sie traurig und vorwurfsvoll an. "Das ist unmöglich," erwiderte er. "Isola hörte, daß du einen von der verfluchten Rasse heiraten wolltest. Sie hat Antonio an ihrer Brust genährt und jetzt ist sie in die Berge gegangen, um dir nicht Worte sagen zu müssen, die dich unglücklich machen würden. Signor Danella hat ein französisches Mädchen geschickt, welches ihre Stelle einnehmen soll — soll ich das herbeirufen?"

Marina war bei seinen Worten sehr bleich geworden. "Rufe niemand," entgegnete sie, "und sieh mir nicht eher wieder ins Gesicht, bis du dich erinnerst, daß, wenn du auch mein Pflegevater bist, ich doch deine Herrin bin!" Aber als er gegangen und sie allein war, stöhnte sie tief auf. "Meine Pflegemutter will mich nicht segnen an meinem Hochzeitstag! — Sie ist aus meinem Haus geflohen, weil ich mein Gelübde vergessen habe. Antonio spricht durch sie zu mir. Die Heimat, wo wir als Kinder zusammen gespielt haben, sie ruft mir zu: 'Du hast seinen Tod vergessen! Du, eine Paoli? Du bist nicht einmal eine Corfin!'"

Dann warf Marina, welche sich jetzt wieder in einer Umgebung befand, wo alles, was sie erblickte, jedes Auge, welches sie ansah, sie lehrte, daß die Rache edel und eine heilige Pflicht sei, sich an ihrem Bette nieder und schluchzte in der Nacht, die dem Tage vorausging, der für sie der glücklichste ihres Lebens sein mußte, als ob ihr das Herz brechen sollte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Heute abend bin ich Corfin.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel, als Miß Anstruther nach einem behaglichen Gähnen fand, daß sie durch Marina's Küsse erweckt worden war.

„Brautküsse!“ murmelte sie und dann rief sie laut: „Ah, wie vollendet schön, wie göttlich!“

Denn Marina war schon in ihrem Brautgewand und bot ein Bild erröthenden Glücks. Mit Ausnahme der Myrtenzweige, die ihre wogende Brust schmückten, war alles weiß, aber corfisch, die anmutige Mandile, die das schwarze Haar bedeckte und die Faldetta, welche ihre schöne Figur umhüllte.

„Flink, Enid!“ rief die Braut. „Heute gibt's keinen Schlaf mehr. Rosita wird dich ankleiden und dich zu einer Corfin, wie ich es bin, machen. Beeile dich, meine Brautjungfer, wenn du mich liebst. Ich muß jetzt Danella empfangen, der bei der Trauung die Stelle des Vaters vertritt,“ und damit eilte sie aufgereggt nach der Veranda.

Kurz darauf kam Rosita lachend zu Marina. „Die englische junge Dame wünscht Sie zu sehen.“

Marina eilte in das Haus zurück. „Was gibt's?“ fragte sie, als sie fand, daß Enid noch nicht fertig war.

„Was es gibt?“ rief diese. „Verzweiflung gibt's! Ich habe schon zwanzig Haarnadeln verbraucht, und nun sieh nur 'mal meine Mandile!“

„Natürlich! Damit wird nur eine Eingeborne fertig,“ rief Marina lachend, und unter ihren gewandten Händen war der Anzug bald vollendet. „Nun,“ sagte sie, Enid an den Spiegel führend, „sieh da, eine Corfin!“

„O — ah!“ sagte Enid. „Ob wohl meine Schneiderin gemeint hat, es sei zu einer Maskerade? Es ist — es ist — so furchtbar kurz.“

„Gar nicht,“ erwiderte Marina, „nicht kürzer, als meins — und du siehst darin aus, wie eine Fee.“

„Ja—a—a, es ist sehr kleidsam,“ murmelte Enid, ihr Spiegelbild mit nachdenklichem Erröten betrachtend. „Um die Wahrheit zu gestehen, es ist reizend, und wenn du in Corfica bist, so kleide dich wie die Corfinnen, aber — aber — ich komme mir vor, wie eine Balletttänzerin!“

„Dann komm zum Frühstück, oder das Ballett fängt ohne dich an,“ versetzte Marina, als sie Enid fortführte, die bei sich dachte, wie sehr Barnes sie in diesem Kleid bewundern würde, und zu dem Schluß kam, daß es der beste Anzug für einen englischen Kostümball wäre.

Nach einer halben Stunde kam Enid eilig in Marinas Zimmer. „Hier ist Fra Diavolo in höchsteyner Person,“ rief sie, die Braut nach der Veranda ziehend, wo der Graf, in voller corfischer Tracht, eine Adlerfeder auf dem Hut, eben vom Pferde stieg. Einige junge Herren, gleichfalls im Festgewand der Insel, bildeten sein Gefolge. Sie wurden Enid vorgestellt und einer von ihnen, ein dunkeläugiger Mann von kräftigem Wuchs, der später eine Ansprache an die Braut halten sollte, sah sie mit Blicken an, in denen man las, daß er gern des abwesenden Barnes' Stelle einnehmen würde.

Jetzt aber war keine Zeit, solchen Gedanken nachzuhängen, denn bald nach Ankunft der Herren hörte man ein gewaltiges Geschrei und ein Trupp Ziegenhirten, von den Besitzungen des Grafen am Monte Rotondo, in Felle gekleidet und mit Doppelflinten bewaffnet, wurde in der Allee sichtbar. Ihnen folgten die Bauern von Bocognano, um die Braut nach dem Hause ihres Gatten zu geleiten, denn der Graf hatte, um die Hochzeit in echt corfischer Weise feiern zu können, sein Haus für diesen Tag dem Bräutigam überlassen.

Jetzt wurden ein paar corfische Pferde, mit Myrten und bunten Bändern reich geschmückt, herausgeführt, welche die jungen Damen reiten sollten. Aber ehe es in Corfica der Braut gestattet wird, ihr Vaterhaus zu verlassen, versammelt sich alles, um die Abschiedsrede zu hören, welche nach alter Gewohnheit der junge Mann zu halten hat, welcher das Amt des Brautführers versieht.

In diesem Falle war es ein Freund der Kindheit ihres Bruders und vielleicht ein jugendlicher Bewunderer Marinas. Er stand in vollem Bewußtsein der Ehre, die ihm zu teil wurde, vor der letzten der Paolis, um seine Ansprache mit der rauhen Beredsamkeit des Landes zu halten. Der junge Mann war nicht ohne eine gewisse natürliche, stolze Anmut, welche die Aufmerksamkeit zu fesseln wußte, und obgleich Enid die Worte nicht verstand, beobachtete sie das glühende, lebhafte südliche Gebärdenpiel mit einem Interesse, welches allmählich mehr und mehr gespannt wurde, als sie die gewaltige Wirkung wahrnahm, welche die Rede auf die Hörer ausübte.

Die Bauern, welche in ihrer lebendigen italienischen Weise untereinander geschwätzt und gelacht hatten, wurden plötzlich schweigsam und sahen dann sehr traurig aus, und als er fortfuhr, fingen einige der Frauen und Mädchen an zu weinen. Als der junge Mann begann, waren Danellas Lippen zu einem höhnischen Grinsen verzogen, aber dies verwandelte sich bald in ein Lächeln des Triumphs.

Marina betrachtete den Redner einen Augenblick mit stolzer Bewunderung, wobei ein tiefes Rot sich über ihre Züge verbreitete. Dann wurde sie ebenso blaß, ihr Kopf senkte sich, als ob sie dem Manne, der zu ihr sprach, nicht mehr ins Gesicht sehen könne, ihre Hände ballten sich unwillkürlich, ihre Glieder zitterten und ihr Herz klopfte stürmisch in tiefster Erregung.

Als der junge Mann dies bemerkte, machte er eine kurze Pause, dann that er einen Schritt vorwärts, der ihn dicht vor Marina brachte, und ihren Blick mit magnetischer Gewalt auf sich ziehend, stieß er einen kurzen Satz aus, wobei seine Stimme in dem einheimischen Patois wie Trompetenton klang und seine Augen vor Aufregung flammten.

Die Wirkung war eine elektrische. Ein einziger wilder Schrei rang sich aus der Menge empor, ein Schrei, der Enid mehr wie Haß und Wut, als wie Beifall klang, und Marina sank mit einem schmerzlichen Stöhnen an die Brust des alten Tomasso, der hinter seiner Herrin stand und sie nun in seiner altmodischen Weise, aber mit einem recht häßlichen Blick in seinem faltigen Gesicht zu trösten suchte.

„Was hat er Marina gesagt?“ fragte Enid flüsternd den Grafen.

„O, einen Abschiedspruch, eine alte corsische Sitte.“

„Ja, aber was hat sie so erregt?“

„O — ah, unsre etwas primitive Rasse, die noch nicht von der Kultur belect ist — hm, — Sie erinnern sich, was ich Ihnen gestern gesagt habe, Mademoiselle Enid, über Ihren altmodischen Romanschreiber — seine Rede war etwas gewürzt, à la Smollet.“

„O, wie ungezogen,“ rief Miß Anstruther erröthend.

Musso verließ sie, und den Redner beiseite ziehend, drückte er diesem warm die Hand. „Bernardo,“ sagte er, „Ihre Rede über den Gedanken, den ich Ihnen gestern vorschlug, war ein Meisterstück der Beredsamkeit — ich hoffe Sie noch eines Tages in Paris im Parlament als corsischen Deputierten zu hören.“

Signor Bernardo hatte in der That erkannt, daß sich ihm hier Gelegenheit bot, Aufsehen zu erregen, und, wie die meisten ungeschulten, genialen und aufrichtigen jungen Redner, hatte er sie mit Eifer benutzt. Der wesentliche Inhalt seiner Worte war etwa der folgende, wobei sich der Leser allerdings die schöne, weiche Mundart, welche zu nicht geringem Theile die große Wirkung herbeigeführt hatte, hinzudenken muß: „Marina! Wenn du gegangen bist, bleibt uns nichts mehr von deinem geliebten Geschlecht, als deines Bruders Leiche, die wir nicht begraben können, bis er gerächt ist. Ich stehe hier an seiner Statt, für ihn spreche ich. Man sagt mir, daß du, seine Schwester, das Verbrechen vergessen hast, das an ihm verübt worden. Antonios Geist ruft durch mich: „Es ist eine Lüge! Marina heiratet nur deshalb einen der Nation, deren einer ihn erschlagen hat — — damit sie eines Tages dem Mörder nahe genug für ihren Dolch gelangen kann!““

Die Wirkung dieser Worte auf das Gemüt des armen Mädchens war furchtbar. Zwar gelang es ihr bald, die äußere Ruhe wieder zu erlangen, aber während des ganzen Tages verließ sie, wenn corsische Männer ihr Ehrfurcht erwiesen oder corsische Mädchen ihr die Hände küßten, der

Gedanke nicht: „Sie thun dies alles, nicht weil ich heirate, sondern weil sie hoffen, daß ich eines Tages morden werde!“

Nachdem die Rede beendet war und sich die aufgeregte Menge etwas beruhigt hatte, verteilte der Graf kleine Geschenke als Andenken unter die Leute. Dann hob er die Braut in den Sattel, wobei er flüsterte: „Anstruther wird ungeduldig werden.“ Signor Bernardo, der, gehoben von dem Bewußtsein, sich ausgezeichnet zu haben, einherstolzte, erwies Enid denselben Dienst, ohne den zornigen Blick zu beachten, den die prüde englische Schönheit auf ihn warf, denn Miß Anstruther hatte ihm die Rede à la Smollet, die er, wie sie glaubte, gehalten hatte, noch nicht vergeben.

Der Hochzeitszug war bald in hergebrachter corfischer Weise geordnet. Ein mit Blumen und bunten Bändern geziertes Spinnrad, das Sinnbild einer fruchtbaren Ehe, wurde vor der Braut hergetragen. So setzte sich der Zug unter dem Knattern der von den Männern unaufhörlich abgeschossenen Flinten, während die Frauen Reis, Früchte, Blumen und Weizenähren streuten, auf der staubigen Straße, durch die Gasse des kleinen Dorfes, an deren Ende eine mit Immergrün verkleidete, mit Blumen, bunten Bändern und Flaggen geschmückte Ehrenpforte errichtet war, in Bewegung. Endlich gelangte er unter dem Klange der Mandolinen, die eine an der Spitze marschierende Schar spielte, in die Olivenallee, welche zum Hause des Grafen führte, wo eine Anzahl von Edelleuten um den Bräutigam versammelt war und die Ankunft der Braut erwartete.

Ohne Kenntnis der örtlichen Sitte, welche auf dieser Insel die größte Blödigkeit vom Bräutigam verlangt, sprang Anstruther, sobald er Marina erblickte, die Stufen hinab, schloß sie in die Arme und küßte sie vor der ganzen Versammlung und nannte sie so zärtlich sein Weib, daß das Mädchen in dem Glück des Augenblicks alles andre über dem beseligenden Gedanken vergaß, daß sie sich nun nicht mehr zu trennen brauchten.

Als er an ihrer Seite stand, bildete seine einfache Marineuniform einen auffallenden Gegensatz zu den malerischen Kostümen ringsumher. Während der üblichen Neben, die

jetzt folgten, richtete er dann und wann ein heiteres Wort an Marina und Enid, zwischen denen er stand. Zuerst fragte der Graf den Brautführer, ob er und seine Begleiter das rechtmäßige Gefolge der edlen Dame seien, welche sie in sein Haus geführt hatten. Signor Bernardo antwortete für sich und seine Begleiter und erklärte, sie seien die Freunde der schönen Marina und hätten sie in treuer Freundschaft begleitet, um sie als die Blume von Bocognano einem edlen englischen Herrn als Gattin zu übergeben und sie seien alle gute und treue Männer und keine Feinde, was daraus hervorgehe, daß sie ihre Flinten ohne Kugeln abschössen.

Nachdem der Graf sich nach einigem Hin- und Herreden überzeugt hatte, daß sie keine Banditen seien, lud er Bernardo und seine Gefährten zu den Hochzeitsfestlichkeiten ein. Dann begab sich die ganze Menge nach der kleinen steinernen Kirche in dem Weiler, wo Marina Paoli die Gattin Edwin Anstruthers wurde und nach dem Ritual der römisch-katholischen Kirche gelobte, ihn zu lieben und zu ehren.

Eine heilige Freude leuchtete in den Augen des jungen Mädchens und sein Herz war erfüllt von dem erhabenen Glück treuer Liebe, geweiht durch die feierliche Verbindung mit dem Gegenstand ihrer Leidenschaft, die soeben den Segen der Kirche empfangen hatte.

Als Gerard sie zum erstenmal als sein Weib in die Arme schloß, schwankte der Graf aus der Kirche und trocknete sich den Schweiß von der Stirne, den die furchtbarsten Seelenqualen dort hervorgerufen hatten.

„Gott sei Dank!“ murmelte er, „ein Menschenherz kann nur einmal brechen!“ Gleich darauf erhob er sein Gesicht mit dem Ausdruck cynischen Triumphes: „Après la noce!“ rief er, denn vor seinem Geist stieg die Vision einer furchtbaren Rache an dem Manne und dem Weibe empor, welche ihm diese Leiden verursachten.

Draußen im Schatten einiger Oliven, wo die feierlichen und doch heiteren Harmonieen des Benedicte durch die offenen Thüren und Fenster des Kirchleins schwebten, saß der alte Tomasso, ein Bild der Verzweiflung.

„Sie hat uns verlassen — Marina ist nun eine Engländerin!“ flüsterte er mit erstickter Stimme dem Grafen zu.

„Ihr Name ist nicht mehr Paoli,“ sagte Danella. „Tomasso, heute abend, wenn die Gäste uns verlassen haben, komm zu mir, ich habe eine Ehre für dich aufbewahrt, du sollst das Brautgemach herrichten.“

Der alte Mann antwortete nur mit einem Kopfnicken, sprechen konnte er nicht. Schluchzen erstickte seine Stimme und Thränen liefen über seine runzligen Wangen, denn er betrachtete diese Ehe, durch die seine junge Herrin eine Landsmännin des Verfluchten wurde, als den Untergang der Familienehre.

„Komm,“ rief Danella, „komm herein und küsse deines neuen Herrn Hand!“

„Maledicta!“ murmelte der alte Lehnsmann, aber er that, wie ihm geheißen war, und erwies der Braut wie dem Bräutigam seine Ehrfurcht, wenn auch in verdrossener Unterwürfigkeit, denn noch war er der Bluthund, der unter der Herrschaft der Peitsche stand, weil er seine Beute noch nicht gesehen hatte.

„Muss, Sie haben die Braut noch nicht geküßt,“ rief Anstruther, das erröthende Geschöpf, welches er in den Armen hielt, sehr zärtlich anblickend.

„Alles zu seiner Zeit,“ erwiderte der Graf heiter. „Ich vergesse niemals meinen Zoll von der Schönheit zu fordern,“ und damit schritt er auf Marina zu und begrüßte sie. Sie wunderte sich, daß seine Lippen so eiskalt waren, und schreckte zusammen, als sie fühlte, daß zwei brennende Thränen auf ihre Wangen fielen. Aber trotz alledem bereute Danella nicht.

Nachdem dies vorüber und die verschiedenen Urkunden von Priester und Notar unterzeichnet waren, zog die Menge wieder mit vielem Schießen, Musik und Hochrufen nach dem Hause des Grafen, wo das Mahl für alle bereitet war, die da kamen, und als dies mit vielem Trinken, Reden und Lachen — der Graf war der lauteste von allen — beendet war, begann der Ball, bei welchem Jünglinge und Mädchen die Tarantella, Marsiliana und andre Nationaltänze zu den Klängen der Mandolina und Citera tanzten.

Als die Dunkelheit hereinbrach, wünschten die Gäste,

unter Beobachtung vieler eigentümlicher corfischer Gebräuche, dem Bräutigam Glück und zogen dann auf den Bergpfaden durch die Oliven- und Kastanienwälder ihrer Heimat zu, während auf den benachbarten Berggipfeln die Freudenfeuer aufflammten.

„Der ganze Tag ist mir wie ein römischer Karneval erschienen,“ sagte Enid zu ihrem Bruder, dieses Schauspiel betrachtend.

„Theatralisch, wie?“ erwiderte Edwin. „Aber sie ist mein — und das ist die Hauptsache für mein irdisches Glück.“ Dabei warf er einen sehr stolzen und sehr liebevollen Blick auf Marina, welche im Gespräch mit Danella auf der großen Veranda vor dem Hause stand. „Da du indessen die Romantik liebst, Enid, so wollen wir alle die dummen Michel von Beechwood als amerikanische Rinderhirten und Hinterwäldler verkleiden und so sollen sie in einem Monat in dem lieben alten Hampshire dein und Barnes' Gefolge zur Kirche bilden, und mögest du ebenso glücklich werden, wie ich.“

„Was für ein Gesicht Diggs, der Küster, wohl machen würde, wenn die Rinderhirten im Kirchenschiff aufmarschieren,“ sagte Enid. „Deine Idee ist der Ueberlegung wert.“

Hier wandte sich Marina mit einem befriedigten Lächeln von dem Grafen ab. „Sie denken an alles, Russo,“ und dann ihren Gatten anredend: „Gerard, einen Gefallen!“

„Der erste, den du von mir forderst, als —“

„Als von dem Herrn meines Lebens! Ist er bewilligt, luce di esistenza mia?“ fragte sie lachend und ihm einen hübschen corfischen Rosenamen gebend.

„Selbstverständlich!“

„Also gut. Diesen Morgen habe ich so viel an dich gedacht, daß ich vergessen habe, dies den alten Dienern meines Hauses zu geben.“ Sie hielt eine kleine, mit Goldstücken gefüllte Börse empor. „Graf Danella, der immer an alles denkt, meint, du könntest hinüberreiten und es ihnen in meinem Namen überreichen. Das wäre eine Handlung, die ihnen ihren neuen Herrn lieb machen würde.“

„Gut, morgen, mein Liebling,“ entgegnete Edwin.



„Morgen? Haben Sie den Ausflug vergessen, den Sie mit Ihrer jungen Frau nach dem Walde von Bizzavona machen wollten?“ fragte der Graf, herzutretend.

„Heute abend würde es passender sein, Gerard, und ich wünsche so sehr, daß sie dich lieben! Du brauchst keine Angst zu haben, wenn du wiederkommst, bin ich nicht durchgegangen — mio adorato!“ sagte die Braut mit einem verschämten und sehnfüchtigen Blick ihrer dunkeln Augen.

„Hier ist Ihr Pferd, welches ich bestellt habe. Mein Verwalter wird Sie begleiten, er kennt den Weg und weiß auch, wieviel einem jeden zukommt,“ fuhr der Graf rasch und ernst fort. Dann zog er Edwin beiseite und sprach mit einem eigentümlichen Ton in der Stimme weiter: „Ich habe den linken Flügel meines Hauses ganz Ihnen und Ihrer jungen Frau zur Verfügung gestellt — mögen Sie glücklich sein, wenn Sie zurückkommen. Vergessen Sie nicht, daß es Danellas Wunsch war, mögen Sie glücklich sein!“

„Gott segne Sie, Muffo, für alles, was Sie für mich gethan haben,“ rief Edwin, seine Hand ergreifend und herzlich drückend, aber als er seine Finger zurückzog, waren sie kalt und klebrig von der Feuchtigkeit, mit der die unbeschreibliche nervöse Erregung die Hand des Grafen bedeckt hatte.

„Danken Sie mir nicht, — bitte, bitte, danken Sie mir nicht!“ antwortete Muffo kaum hörbar, und als Edwin gleich darauf die Olivenallee hinabsprengte, folgten ihm die Augen des Grafen mit düsterem Ausdruck.

„Du bist ein prächtiger Kerl!“ flüsterte er vor sich hin. „Verdammt schade! Aber prächtige Kerls dürfen Muffos Herz nicht brechen, — wenn sie das thun, dann ist Muffo ein Tiger! — Marina,“ fuhr er dann laut fort, „wie war dir heute zu Mute, als du die Tracht deines Heimatlandes erblicktest — als du wie in früheren Zeiten von Corsen und Corsinnen umgeben warst?“

„Ich fühlte, daß auch ich Corsin bin!“ erwiderte die Braut stolz, wobei ein in ihren Augen aufflammendes Licht diese im Mondlicht blizen und fast unheimlich funkeln ließ.

Alle die althergebrachten Gewohnheiten, das Lokalkolorit, welches er dem Hochzeitsfest des jungen Mädchens verliehen, die Umgebung von Freunden und Spielgenossen ihrer Kindheit, in die er sie versetzt, die Romantik der Ueberlieferungen und der Scenerie, die er auf sie hatte wirken lassen — alles war von Danella darauf berechnet, einen bestimmten Effekt zu erzielen. Was Enid mit einem römischen Karneval verglich, was Edwin theatralisch genannt hatte, alles das weckte in seiner Braut die großen Leidenschaften ihres Volkes wieder auf: Familienliebe und nie versiegenden Durst nach Rache an denen, welche der Familie ein Unrecht zugefügt haben. Als Muffo ihr in dem Scheine des Mondes ins Antlitz blickte, da mußte er, daß sein Zweck erreicht sei. Heute abend war Marina Anstruther wieder Corfin!

Die Zeit war reif. „Bring' das Gepäck deines Herrn in die für ihn bestimmten Zimmer,“ sagte er, ins Haus tretend, zu Tomasso. Das erste Gepäckstück, welches der alte Mann hereinbrachte, war der kleine Koffer mit dem Zeichen G. A., den der Graf immer so liebevoll betrachtet hatte. Während Tomasso die übrigen seinem Herrn gehörigen Gegenstände im Zimmer ordnete, ließ Danella bei dem Versuch, diesen Handkoffer auf eine Kommode zu stellen, ihn anscheinend zufällig fallen. Er war alt und schwach, das Schloß sprang auf und der Inhalt wurde auf dem Boden umhergestreut.

„Wie ungeschickt ich bin, Tomasso!“ rief der Graf. „Komm, hilf mir Monsieur Anstruthers Sachen auflesen.“

Tomasso bückte sich, um dem Befehl nachzukommen, aber er hatte noch nicht mehr als einen oder zwei Gegenstände berührt, als er zusammenfahrend innehielt, einen schauerlichen, wenn auch unterdrückten Schrei ausstieß und mit einem Gesicht, das vor furchtbarer Aufregung zitterte, etwas anstarrte, was er in der Hand hielt. Er sprang auf und hielt es Danella vor Augen. „Sagen Sie mir, was dies bedeutet?“

„Nicht eher, als ich gelesen habe, was mir dies enthüllt,“ entgegnete Muffo mit sehr ernstem Gesicht, sich über ein Schriftstück beugend, welches er von den aus

dem Koffer gefallenem Gegenständen aufgehoben hatte. „Himmel! Wenn dies wahr wäre!“ rief er mit gut gespielter Entsetzen.

„Sie glauben, daß es möglich wäre?“ stieß Tomasso hervor.

„Warte!“

„Halten Sie Ihr Versprechen!“

„Warte!“

„Halten Sie, was Sie mir bei der heiligen Jungfrau geschworen haben!“

„Ich breche niemals mein Wort,“ gab der Graf zurück, „ich habe den Vertrag mit dir geschlossen, daß, wenn ich entdecke —“

„Daß Sie mir dann den Namen des verfluchten Mörders meines Pflege Sohns nennen wollen. — Ich sehe an Ihrem Gesicht, daß Sie ihn jetzt wissen, also —“

„Heute abend nicht — heute abend würde es zu schrecklich sein!“

„Sofort, oder ich will auch Ihr Blut haben!“ zischte der alte Mann in drohendem Ton.

„Also hier!“ antwortete der Graf und begann mit leiser Stimme dem Corfen eine Uebersetzung des vorhin erwähnten Schriftstücks ins Ohr zu flüstern, und gewisse Gegenstände, die er aus Gerard Anstruthers Koffer genommen, vor ihm auszubreiten, und als er dies that, wurden des alten Tomasso Augen wie die eines Bluthundes, der seine Beute sieht, blutig rot und funkelten unheimlich. — — — — —

Während dieser Vorgänge saßen die beiden jungen Mädchen auf der Veranda, auf die Schatten der großen Berge blickend, welche der Mond hervorbrachte und die die weißen Schaumwellen der Gravona verdunkelten. Sie sprachen in leisen, glücklichen Tönen von dem Tage, der eine von ihnen zur jungen Frau gemacht hatte.

Als Enid dies von südllicher Romantik erfüllte Bild vor sich sah, rief sie sich das Fest ins Gedächtnis zurück, das sie mit seinen mittelalterlichen Ceremonien und seiner Farbenpracht in das feudale Zeitalter versetzt hatte. „Ich

weiß nicht mehr, ob es noch ein England gibt, es scheint so weit, weit entfernt zu sein!"

"Bete heute abend, daß wir sobald als möglich dorthin gehen!" rief Marina in so flehendem Tone, daß es beinahe ergreifend war. "Bete, daß ich nicht hier in meinem Geburtsland bleibe, bete, um deines Bruders willen, bete, daß ich nicht hier bleibe!"

Enid sah sie erstaunt an. In diesem Augenblick aber trat der Graf mit bleichem Gesicht auf die Veranda. "Madame Anstruther," sagte er, sich scherzend der förmlicheren Anrede bedienend, aber mit einer Stimme, die trotz aller Bemühungen, ruhig zu erscheinen, zitterte, jedoch nicht vor Furcht, sondern im Triumph. "Ihre Zimmer sind endlich bereit. Die Sachen sind erst vor kurzem von Paris gekommen und sind einer Braut aus dem Hause Paoli würdig — Sie werden sie im linken Flügel finden."

Marina blickte forschend die Allee entlang und seufzte. "Mein Gatte!" flüsterte sie, "kommst du nicht bald zurück? — Küsse deine Schwester, Enid, meine Einzige, gute Nacht!"

Als sie sich küßten, fragte Enid leise: "Was meintest du mit den sonderbaren Worten vorhin?"

"Was ich meinte?" rief Marina stolz. "Ich meinte, daß ich heute abend Corfin bin und nach Rache dürste!"

Dann riß sie sich aus Enids Armen los, floh in das Haus und lief den langen Korridor entlang. Enid folgte, aber vor der Thüre ihres Zimmers wandte sich die Braut um. Das Licht, welches aus dem Brautgemach strömte, umgab ihre Gestalt wie mit einem Heiligenschein, als sie, den einen, entblößten, blendend weißen Arm erhoben, als ob sie ihre Freundin warnen wolle, ihr nicht zu folgen, mit dem anderen die Faldetta von glänzendem Atlas um ihre jungfräulichen Glieder ziehend, da stand, wie eine Peri an den Pforten des Paradieses, ihr Antlitz das eines Engels, gereinigt von allen Leidenschaften dieser Erde, bis auf eine einzige — und diese verschloß ihr die Pforten des Himmels für immer!

"Frage mich nicht mehr, liebe Enid," rief sie, "noch

einmal gute Nacht!“ Sie warf ihr mit einer anmutigen Bewegung eine Kußhand zu und gleich darauf fiel der Vorhang hinter ihrer verschwindenden Gestalt zusammen.

Der Graf hatte diesen Vorgang mit einem cynischen Lächeln beobachtet, trotzdem sein Auge noch einen Augenblick vorher, als er Marinas liebliche Erscheinung betrachtet hatte, voll heißer Thränen gestanden und seine Hände sich in unsagbarem Elend ineinander geschlungen hatten. „Mademoiselle Anstruther,“ sagte er, „wir Corsen sind sonderbare Leute.“

„Das kommt mir auch so vor,“ erwiderte Enid, mit einem leisen Lachen, aber ihr Angesicht konnte doch ihre Betroffenheit nicht ganz verbergen.

„Ah,“ grinste Muffo. „Sie beurteilen uns nach Marina, aber Marina ist Braut, und Bräute sind — sind — eigentümlich. Was würden Sie denken, meine liebe Mademoiselle Enid, wenn ich, begeistert von diesem herrlichen Mondschein, romantisch würde und Ihnen sagte, daß ich Sie liebe?“

„Ich würde denken, daß es Zeit sei, zu Bett zu gehen,“ entgegnete Enid, ein wenig verwirrt und etwas hochmütig.

„Richtig,“ murmelte der Graf, der die Antwort erhalten hatte, die er wünschte. „Wollen Sie meiner Haushälterin gestatten, Sie nach Ihren Zimmern zu geleiten, sie befinden sich im rechten Flügel.“ Er klingelte.

„Danke, gewiß!“ entgegnete die junge Engländerin. „Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ erwiderte der Graf mit einer Verbeugung, und als er sich hierauf abwandte, dachte er bei sich: „Wie wird sie wohl aussehen, wenn ich ihr ‚Guten Morgen‘ sage?“

Als Enid der Dienerin nach dem Gastzimmer folgte, sah sie den Grafen auf der Veranda stehen und mit gierigen Augen die Allee hinabblicken und sie bemerkte mit einem Schauer, daß im Mondlicht seine Augen glänzten, wie die eines Tigers, der in der Nacht auf Beute lauert.

---

Es war Mittag am Tage der Hochzeit, ehe die Feluke, auf der Barnes sich nach Corsica eingeschifft hatte, die äußersten Spitzen der Vorgebirge des Golfs von Ajaccio erreichte und zwei Stunden später, ehe er am Quai landete, obgleich Kapitän und Bemannung ihre Pflicht gethan hatten, wie treue Männer, denn diese abgehärteten italienischen Seeleute, halb Fischer, halb Küstenfahrer, hatten in ihrer rauen Weise angefangen, den Mann zu bemitleiden, der mit jeder Stunde sorgenvoller wurde, welche ihn widrige Winde oder Windstillen von dem Hafen, den zu erreichen er so hart rang, fern hielten, und hatten nichts unversucht gelassen, was ihrem Fahrzeug größere Geschwindigkeit geben konnte. So stand also Barnes trotz des ungünstigen Wetters um zwei Uhr nachmittags an Marinas Hochzeitstag — zwanzig Stunden früher, als der französische Dampfer, welcher an demselben Morgen Marseille verlassen hatte, ihn dorthin gebracht haben würde — in de Belloc's kleinem Dienstzimmer in der Kavalleriekaserne von Ajaccio.

Der Offizier erkannte ihn anfangs nicht, erst als er seinen Namen genannt hatte, rief er aus: „Mon Dieu! Was ist Ihnen zugestoßen, mein Freund?“ denn Barnes sah sorgenvoll aus, sein Gesicht war eingefallen und unrasiert und seine Kleider naß von dem Salzwasser seiner Seereise.

Als er seine Geschichte erzählt hatte, stieß de Belloc ein leises Pfeifen der Ueberraschung aus und machte ein langes Gesicht. Rasch entschlossen über das, was zu thun sei, rief er einen Unteroffizier herein und gab einige eilige Befehle. „Es wäre besser, wenn Sie ein paar Mann mit sich nähmen,“ sagte er, als Barnes seine Erzählung beendet hatte, „es kann eine Geschichte geben, wo Polizei und Militär erforderlich sind. Ich bin Kommandant hier und werde selbst mit Ihnen gehen.“

„Das war es, um was ich bitten wollte,“ erwiderte Barnes. „Sie waren Zeuge des Zweikampfes und als Sekundant ihres Bruders können Sie Marina sagen, daß es ein gleicher und ehrlicher Kampf war. Ich habe einen Boten vorausgeschickt, um mir frische Pferde zu sichern

und Ihre Leute würden damit wohl kaum Schritt halten können.“

„Schön,“ antwortete de Belloc, „ich werde folgen — sind Sie bewaffnet?“

„Nein! Ich beabsichtigte mir Waffen zu besorgen, nachdem ich mit Ihnen gesprochen.“

„Gestatten Sie mir, das zu ordnen,“ entgegnete der Offizier und verließ das Zimmer. Gleich darauf kehrte er mit einem Paar Revolver zurück, die er dem Amerikaner mit den Worten überreichte: „Ich möchte nicht gerade unser Freund Danella sein, wenn Sie es für nötig halten, auf ihn zu schießen. — Aber Sie möchten gern fortkommen — ich werde nicht weit hinter Ihnen sein, also au revoir!“

Als Barnes aus der Stadt ritt, hörte er das Signal zum Satteln blasen. Eilig setzte er seinen Weg auf der Straße nach Bastia fort, das kleine Wirtshaus Il Pescatore, wo vor einem Jahre das Duell stattgefunden hatte, welches jetzt die Veranlassung zu so unsäglichem Elend war, rechts liegen lassend. Er schonte weder sich, noch sein Pferd, als er in verzweifelter Hast im Thal der Gravona aufwärts sprengte, an deren Ufern, hoch in den Bergen, gerade unter dem Schatten des del Oro, das Mädchen weilte, welches er liebte — vielleicht seiner Hilfe bedürftig, um sich selbst oder ihren Bruder aus grausamen Mörderhänden zu retten. Bei diesem Gedanken drückte er die Sporen tiefer in die Weichen seines Pferdes, und als er am Abend die Freudenfeuer auf den Bergen sah, da wußte er, daß Edwin und Marina nun verbunden seien. „Komme ich zu spät?“ murmelte er vor sich hin. Bald darauf hörte er von einigen, vom Fest zurückkehrenden Bauern, denen er begegnete, daß die Hochzeitsgesellschaft in Danellas Haus sei. So kam es, daß Barnes etwa zehn Minuten bevor Anstruther zurückkehrte, die Olivenallee hinaussprengte und im Schatten des Hauses anhielt.

In den Fenstern der Vorderseite war kein Licht zu sehen, aber der Amerikaner wußte von seinem ersten Besuch bei dem Grafen, daß alle Schlafzimmer auf der Rückseite

lagen. Er nahm Anstand, den Haushalt aufzuwecken, weil er fürchtete, daß seine unerwartete Ankunft die Katastrophe nur beschleunigen oder eine unvorhergesehene Verwickelung herbeiführen könne, der er nicht entgegenzuwirken vermochte, ehe er wußte, wie die Dinge augenblicklich lagen. Keinen Augenblick kam ihm der Gedanke, daß seine Sorge grundlos und vielleicht alles in Ordnung sei, denn er konnte des Grafen Worte nicht vergessen: „Wenn wir ihn nach Corsica locken können — — —“

Mit diesen Gedanken stieg er aus dem Sattel und band sein Pferd im Schatten an einen Baum, etwas abseits von der Allee. Es war ihm ein Gedanke gekommen — er wollte sich nach der Rückseite des Hauses begeben, in der Hoffnung, dort einen der Diener zu finden, der sich seiner erinnerte, und durch ihn Einlaß und Nachrichten zu erhalten, denn der Amerikaner war bei der Dienerschaft durch seine Freigebigkeit sehr beliebt gewesen.

Das Haus bestand aus einem langen, einstöckigen Vordergebäude, ziemlich neuen Datums, mit zwei kurzen, nach hinten gehenden Flügeln. Ein älteres Haus, früher das Hauptgebäude, stand an der Rückseite mit der Mitte des Vordergebäudes in Verbindung. Es enthielt Küchen, Wirtschaftsräume und die Dienerschaftswohnungen, erstreckte sich ziemlich weit nach hinten und machte es unmöglich, daß man von den Hinterfenstern des rechten Flügels die des linken sehen konnte und umgekehrt. Das Ganze hatte also etwa die Form eines T. Der obere Querbalken des Buchstabens stellt die Hauptfront dar, mit dem Blick nach der Olivenallee, die beiden kurzen Haken die Flügel und der mittlere Schenkel das Wirtschaftsgebäude. Der Eingang zu den Dienerschaftswohnungen befand sich auf der rechten Seite des letzterwähnten Gebäudeteils.

Barnes nahm seinen Weg um den rechten Flügel herum, allein er fand alles dunkel. Die Dienerschaft hatte nach den Anstrengungen des Tages beizeiten die Ruhe aufgesucht. Als er sich enttäuscht abwandte und überlegte, was nun zu thun sei, bemerkte er jedoch einen Lichtschein, der aus einem der Fenster des rechten Flügels kam.

Sich vorsichtig nähernd, blickte er hinein und sah etwas, das sein Herz mit jubelnder Freude erfüllte.

Das Fenster befand sich nur vier Fuß vom Boden entfernt, und da es halb offen war — die Nacht war warm — gewährte es einen vollkommenen Ueberblick über den Raum. Es war ein üppig und geschmackvoll ausgestattetes Gemach, und darin saß, beleuchtet von dem weichen Licht einiger Wachskerzen, an einem reich geschmückten Tisch das Mädchen, welches er liebte, mit einem glücklichen Lächeln auf dem Angesicht, schreibend — vielleicht an ihn. Die weißen, glänzenden Seiden- und Atlasfalten des corthischen Anzugs umflossen das junge Mädchen in ungekünstelter Schönheit. Sich allein wissend, lag in ihrer Haltung ein ruhiges Sichgehenlassen. Ein vollendet schöner Knöchel in einem seidenen Strumpf und ein kleiner Fuß in einem niedlichen Pantöffelchen sahen unter dem Kleid hervor und glänzten in dem Licht, welches auch ihre weißen Arme und ihre jungfräuliche Büste beleuchtete, als sie jetzt das Papier emporhob und mit einem reizenden Erröten an die Lippen preßte. „Für ihn!“ flüsterte sie dabei. Hätte Barnes Zeit gehabt, so würde er sich gehütet haben, das liebeliche Bild zu stören, aber in seinem Geist lebte nur ein Gedanke. Die Furcht sie zu verlieren, hatte ihm erst gezeigt, wie innig er sie liebte. Sie ahnte offenbar nichts von dem, was ihrem Bruder drohte, und vor allem, sie selbst war unverfehrt.

Er rief sie leise mit einem Rosenamen an, woran sie sogleich erkennen mußte, daß er es sei, denn er wünschte ihr soviel als möglich Schreck zu ersparen, da ein so großer ihr so bald bevorstand. Als sie seine Stimme hörte, fuhr Enid zusammen und zitterte, aber als er ihren Namen wiederholte, sprang sie auf und eilte mit einem wunderbaren Leuchten des Glücks in den Augen nach dem Fenster.

„Mein Einziger! Du hier? Wie wunderbar! Wie entzückend! Willkommen, willkommen!“ und sich niederbeugend, drückte sie ihre frischen Lippen auf die seinigen. Erst jetzt bemerkte sie, daß sein Anzug staubig war und die Merkmale einer übereilten Reise trug; sie sah die sorgen-

vollen Linien, welche die letzten drei Tage in sein hohl-  
äugiges und unrafiertes Gesicht gezogen hatten, und sie er-  
bleichte. „Großer Gott!“ rief sie. „Hat sich ein Unglück  
ereignet?“

„Höre mich an,“ erwiderte Barnes, „und unterbrich  
mich nicht, sondern beantworte meine Fragen so genau und  
kurz als möglich. Sekunden können jetzt“ — er ergriff ihre  
Hand, um sie zu beruhigen — „das Leben deines Bruders  
bedeuten.“ Sie zuckte zusammen, aber, seinem Worte ge-  
horchend, sagte sie nur mit blassen Lippen: „Frage!“

„Hast du versucht, deines Bruders Hochzeit zu verzögern,  
wie ich dir telegraphiert habe?“

„Ein Telegramm? Ich habe keins erhalten.“

„Bist du durch Bastia gekommen?“

„Natürlich. Gestern morgen, mit dem Dampfer von  
Nizza.“

„Der infame Schurke!“ stieß Barnes zwischen den  
Zähnen hervor und dann versetzte er Enid in das höchste  
Erstaunen. „Geh,“ sagte er laut und entschieden, „sage  
deinem Bruder, ich müsse ihn sofort sprechen.“

„Das wage ich nicht,“ flüsterte das junge Mädchen.

„Dann will ich selbst gehen, wo ist er?“ entgegnete  
Barnes in das Zimmer springend.

Allein sie hielt ihn am Arm fest. „Bist du toll?“  
rief sie, „er würde dich ewig hassen — es ist seine Braut-  
nacht!“

„Wir haben jetzt keine Zeit, zarte Rücksichten zu nehmen!  
Es handelt sich um Leben und Tod — und das sofort!  
Meine Liebste, sei tapfer, während ich dir alles erkläre,  
etwas, das zu fürchterlich ist, um es zu glauben — aber  
doch — so wahr der Himmel uns gnädig sein möge — die  
reine Wahrheit!“

Er schloß sie in seine Arme, um ihren Mut aufrecht  
zu erhalten, und erzählte ihr rasch und kurz, warum er Tag  
und Nacht gereist war, ohne sich Schlaf und Ruhe zu gönnen,  
um Corsica rechtzeitig zu erreichen. Und als er geendet,  
schauerte sie in seinen Armen zusammen. „Der Himmel sei  
ihnen gnädig! Das wird ihnen beiden das Herz brechen!“

Als er aber von Marinas Gelübde und von dem sprach, was er für ihren Bruder fürchtete, riß sich das Mädchen von ihm los und starrte ihn entsetzt an. „Bist du wahnsinnig? Edwin ermorden? Sie? — Gerade so gut könntest du glauben, daß ich dich töten wolle! Was Danella auch thun mag — wegen Marinas kannst du ruhig sein, sie weiß nichts.“

„Heute vielleicht noch nicht,“ entgegnete Barnes, „und ich muß an deines Bruders Seite sein, ehe sie etwas erfährt, denn, so wahr ich lebe, ich glaube, daß Danella es ihr gerade heute abend sagen wird. Er liebt Marina mit wahnsinniger Leidenschaft, er hat sie verloren, er besitzt die Rachsucht eines — — Großer Gott, sie weiß es schon!“

Sie fahren beide zusammen und blicken in furchtbarem Schweigen einander an. Im nächsten Augenblick stürzt der Amerikaner zur Thür hinaus und stürmt den Flur entlang, der nach dem linken Flügel führt, denn als er sprach, war durch die Stille der Nacht ein Schrei gedrungen, so jammervoll, so entsetzlich, daß er das Blut in den Adern erstarren machte. Barnes hatte nur einmal in seinem Leben etwas Aehnliches gehört, und das war, als Marina erfuhr, daß sie den heißgeliebten Bruder verloren, aber außer der herzerschütternden Verzweiflung von damals lag jetzt in dem wilden Schrei noch etwas andres, Entsetztes erregendes, was ihm sagte, daß die liebende Braut sich in einem Augenblick in eine Rasende verwandeln könne.

---

### Dreißundzwanzigstes Kapitel.

#### Das Brautgemach.

Als die Vorhänge an der Thür des Brautgemaches hinter Marina zusammenfielen, war das Mädchen zu glücklich, um einen Gedanken für die üppige Ausstattung des Raumes,

den es betrat, zu haben. Es war ein Zimmer mit vielen kostigen Winkeln und lauschigen Plätzchen und einem großen Fenster in der Rückwand des Hauses, durch welches das weiche Mondlicht strömte und den brennenden Wachskerzen half, es zu erleuchten, sonderbare Schatten auf den glänzenden Fußboden zu werfen und den schweren Faltenwurf der kostbaren Vorhänge zu zeigen.

Der eichene Parkettboden war mit vielen weichen Fellen wilder Tiere bedeckt, die Wände waren reich geschmückt, aber nur mit Waffen und Jagdtrophäen, die Möbel waren eine ausgezeichnete Nachahmung der ungeschulten Kunst vergangener Tage. Alles war schön, aber barbarisch, denn Danella war zu berechnend, um die Wirkung des coraischen Gepränges des Hochzeitsfestes, welches die Braut in ihr altes Leben und ihre alten Ueberlieferungen zurückversetzt hatte, durch irgend eine Erinnerung aus der modernen Welt zu gefährden.

Im ersten Augenblick bemerkte Marina nichts von alledem. Nur ein Gedanke beschäftigte die junge Frau: sie ist die Gattin des Mannes ihres Herzens, sie ist glücklich!

„Gott, mache mich ihm zu einem guten Weibe!“ betete sie und setzte sich in seligem Träumen nieder, um die Mandile aus ihrem Haar zu nehmen und sie um die glänzenden Schultern zu legen, und wenn sie dabei auch die kleinen Einzelheiten noch nicht bemerkte, so empfing sie doch einen allgemeinen Eindruck des Zimmers. Wie schön war die Ausstattung! Mittelalterlich, als ob sie auf alten Webstühlen gewoben wären, verdeckten die schweren seidnen Vorhänge die beiden Eingänge, den einen, durch welchen sie von dem großen Flur aus eingetreten war, und den andern, den sie ein- oder zweimal mit schamhaftem Erröten betrachtete, denn sie ahnte, daß es derjenige sei, durch welchen Edwin zu ihr kommen werde. In schweren Falten hingen sie hernieder und bildeten in ihrem Ueberfluß noch Wellen von Seide und Atlas auf dem glänzenden Fußboden, während sie die dahinterliegenden Thüren vollständig verhüllten. Das große Erkerfenster in der Hinterwand war in derselben, reichen Weise geschmückt, und durch die Vorhänge, die in anmutigen

Bogen emporgezogen waren, und die offenen Fensterflügel sah man die fernen, in die Schatten der Nacht gehüllten Berge, und im Vordergrund das milde Licht des Mondes.

Aber was war das? Aus dem Mondlicht, gerade unter ihrem Fenster, stahl sich ein unheimliches, schreckliches Lied an ihr Ohr, das von Mord und Rache erzählte. Tomasso singt Marina den Rimbecco, während sie in ihrem Brautgemach sitzt.

Anfänglich erkannte sie in ihrem Glücke nicht, was das Lied bedeutete, aber als es ihr allmählich klar wurde, füllten sich ihre Augen mit Thränen, denn es erzählte ihr von dem Bruder, den sie verloren hatte, dem, der heute hier sein sollte, um sie doppelt glücklich zu machen. Und dann, als sie sich die furchtbare Bedeutung nicht länger verhehlen konnte — denn sie wußte jetzt, wie es gemeint war — suchte sie zusammen und trat ans Fenster. „Tomasso,“ sagte sie in mitleiderregendem Flehen, „Tomasso, warum brichst du mir das Herz? Wenn jemand dich hört, bin ich für immer verachtet. Wie kannst du dich unterstehen, mich an meinem Hochzeitsabend mit dem Rimbecco zu brandmarken?“

Der alte Mann antwortete mit einer neuen Strophe, noch entsetzlicher als die vorhergehende, und er sang sie mit heiserer, zorniger Stimme.

„Fort!“ rief das Mädchen verzweifelt, „fort, oder ich peitsche dich von meinem Fenster fort!“

Nach diesen Worten blickten zwei blutunterlaufene, unheimlich funkelnde Augen aus dem Mondlicht sie an. „Ich gehe nicht fort,“ zischte Tomasso, „denn er ist hier!“ und dabei schickte der schreckliche alte Mann sich an, in das Fenster zu steigen.

„Bist du toll?“ schrie Marina und versuchte ihn abzuwehren.

Aber ihren Anstrengungen zum Trotz erzwang er sich den Weg in das Zimmer. „Toll?“ flüsterte er grimmig. „Ich nicht! Aber wenn du die Neuigkeit hörst, wirst du toll werden. Wehe dir, wehe dir, Marina!“

„Nein, Wehe dir!“ wird es heißen, wenn mein Gatte“ —

sie sprach das Wort verschämt, aber voll Liebe — „dich hier findet und ich ihm deine Beleidigungen berichte. Er wird dich töten!“

„Heute abend ist das Töten an mir!“

„An dir?“

„Ja, an mir! Wir beide haben an Antonios Leichnam die Vendetta beschworen! Du hast vergessen, ich denke daran. Du möchtest ihn retten — ich werde ihn töten!“

Einen Augenblick schaute die junge Frau den Mann an, der so sprach, und sie sah das wilde Funkeln seiner Augen und meinte, er müsse wahnsinnig sein. Jetzt hörte sie Schritte im Flur; rasch zog sie die Vorhänge an der Thür auseinander. „Komm herein zu mir, dieser Mann ist toll!“ rief sie, in dem Glauben, es sei ihr Gatte, aber statt dessen trat Danella ein, eine Cigarette zwischen den Zähnen, die er vielleicht etwas nervös kaute.

„Was kann ich für dich thun, Marina?“ fragte er mit einer Verbeugung.

Sie antwortete, indem sie auf Tomasso zeigte, der vor ihr stand.

Als er den alten Mann erblickte, rief der Graf mit gut gespielmtem Erschrecken: „Du hier? Habe ich dir nicht gesagt, du sollest aus Mitleid mit ihr“ — dabei wies er auf Marina — „fortgehen? — Ihre Brautnacht! — Es ist zu entsetzlich!“

„Niemals werde ich gehen — solange er noch lebt!“ rief der alte Corse.

Die Worte des Grafen erschreckten Marina, Tomasso mochte toll sein, aber der Graf war kalt, ruhig und gesammelt. Sie erblaßte. „Meine Brautnacht? Zu entsetzlich? Was meinen Sie?“

„Ich meine,“ antwortete der Graf, „daß heute abend sich ein kleiner Unfall ereignet hat, aber mit schweren Folgen. Diesem Manne, der ein echter, treuer Corse ist und deinen Bruder mit Leib und Seele liebt, ist dadurch etwas enthüllt worden — ein Geheimnis — welches ich, da du ihn geheiratet hast, in meinem Herzen begraben haben würde — für immer, arme Marina!“

„Da ich ihn geheiratet habe? Ein Geheimnis, das Sie begraben haben würden? Es kann nur eins geben!“

„Und was ich mit mir ins Grab genommen haben würde, ein Geheimnis, welches ich dir an jenem Tage in Monaco enthüllen wollte, aber du verbotest mir, dir den Namen des englischen Offiziers, welcher Antonio getötet, zu nennen — und als du mir nachher sagtest, du liebest ihn, da wagte ich's nicht mehr.“

„Sie wagten nicht, ihn zu nennen?“ fragte Marina, und dann schrie sie plötzlich mit heiserer Stimme: „Mein Gott! — Sie meinen? Was meinen Sie?“ Bis an die Rippen erblaßt, schritt sie auf Danella zu. „Keine halben Andeutungen mehr! Wenn Sie jemals im Leben die Wahrheit gesprochen haben, dann sagen Sie sie jetzt!“

„So wahr der Himmel mein Richter ist!“

„Die Wahrheit! Rasch!“

„Wenn es denn sein muß! Heute abend hat Tomasso Monaldi, dein Pflegevater wie der des Toten, entdeckt, daß der Mörder deines Bruders Antonio Paoli dein Gatte Edwin Gerard Anstruther ist!“

Wenn Musso nach Rache verlangte, jetzt hatte er sie.

Marina verlor das Bewußtsein nicht, das wäre eine Gnade für sie gewesen und würde die Feinheit von Danellas Plan gestört haben, aber sie schwankte, als ob ein Schuß sie getroffen habe, und sie klammerte sich an einen Tisch, um nicht umzusinken. Ihre Augen rollten in wilder Verzweiflung. „Nein, nein! Gott ist barmherzig!“ ächzte sie. „Edwin? Mein Gatte? Ich kann es nicht glauben!“

„Glauben? Es ist so wahr wie das Credo!“ zischte Tomasso.

Ein- oder zweimal schien ein Krampf sie zu schütteln, dann wurde sie ruhig wie der Tod, wenn auch ihre Glieder bebten. „Ich muß alles wissen, ehe er kommt,“ stöhnte sie. „Die Beweise — ehe ich wahnsinnig werde und nicht mehr urteilen kann.“

Das Brautgemach wurde zur Folterkammer. Alle sprachen mit gedämpfter Stimme, nur das schmerzliche Stöhnen des gemarterten Opfers wurde lauter, wenn die

Dual zu entsetzlich wurde, als Danella ihr bewies, daß das Gräßliche wahr sei.

„Ich hatte das gefürchtet,“ sagte er und gab seiner weichen italienischen Stimme einen noch größeren Wohlklang als gewöhnlich, „und war vorbereitet. Hier ist die Mitteilung der Hafenbehörde in Gibraltar, aus welcher hervorgeht, daß Anstruther sich an dem verhängnisvollen Morgen als Passagier an Bord des ‚Vulture‘ in Ajaccio befand,“ und da ihre Hand so sehr zitterte, daß sie es nicht ergreifen konnte, hielt er ihr das Schriftstück vor die Augen.

„Ja, er war dort,“ entgegnete Marina klagend, dann aber setzte sie mit plötzlich erwachendem Troste hinzu: „Daraus folgt aber noch nicht, daß er meinen Bruder getötet hat.“

„Dann sieh dir diese Sachen an. Sie waren in dem Handkoffer, der zu Boden fiel und aufsprang,“ antwortete der Graf, die Achseln zuckend. Er zeigte ihr eine silberne Krone mit einem Stück Blei, welches sich darauf plattgedrückt hatte und fest damit verbunden war. „Sieh, der Glückspennig, der deines Gerard Leben gerettet hat!“

„Und meines Bruders Kugel hängt noch daran,“ stöhnte Marina. „Aber das kann von einem andern Kampfe herkommen. Sie haben es vielleicht wo anders her. Meinen Sie, ich würde so leicht glauben, was mein Tod ist?“

„Mit diesen meinen Händen habe ich es aus dem Koffer des Mörders genommen,“ schrie Tomasso wütend. „Was? Du, eine Paoli? Du verteidigst diesen Schurken?“

Sie gab keine Antwort, sie mußte, daß es wahr sei, denn Tomasso lag nie.

„Noch mehr Beweise!“ sagte sie mit heiserer Stimme zum Grafen.

„Massenhaft!“ entgegnete der Graf heiter, den das Bewußtsein seines Triumphes einen Augenblick aus der Rolle fallen ließ. „Hier ist die Pistole — sieh, es ist das Gegenstück zu der zerbrochenen, welche dein Bruder im Todeskampf in der Hand hielt. Du kennst sie sehr gut, jeden Tag hast du sie angesehen, bis die Liebe es dich ver-  
gessen ließ. — Vergleiche!“ Er hielt ihr die beiden Pistolen hin.

„Dieselbe!“ ächzte sie.

„Und auf dem Schaft dieser hier, die deinen Bruder getötet hat, ist etwas eingekragt.“

Er zwang sie zu lesen und sie las. Ihre Augen erweiterten sich vor Entsetzen, und das arme, gemarterte Mädchen schrie zum Himmel: „Mein Gott, meines Gatten Name! — Jetzt mein Name — jetzt mein Name!“

„Ist dir das genug?“ fragte Danella mit leisem, zischendem Tone das arme Weib, welches die Hände rang und hin und her schwankte, als ob es umsinken wolle.

„Genug? Meinen Sie, ich sei so leicht zu überzeugen? Alles will ich wissen, alles — ich kann die Hoffnung nicht aufgeben, ehe ich alles weiß.“

„Nun, dies muß dir den letzten Zweifel nehmen,“ entgegnete der Graf leise, aber sehr eindringlich und hielt ein Papier in die Höhe. „Diese Urkunde gibt Gewißheit. — Du sahst, wie ich es aus dem Koffer nahm, Tomasso.“

„Ja, das habe ich gesehen, das ist sein Todesurteil,“ flüsterte der Alte leise. „Lesen Sie's ihr vor, damit sie ihre Schuldigkeit thut.“

Der Graf entfaltete das Papier, dem man leicht ansehen konnte, daß es alt war, und las:

„J. B. M. Schiff ‚Sealarf‘, 11. Juli 1882.  
Alexandria.

„Vermundet und dem Tode nahe — —“

„Ja, verwundet und dem Tode nahe,“ wiederholte Marina wie im Traume, „das war damals in Aegypten.“ Ein Leuchten der Liebe erschien in ihren Augen, und sie war im Geiste weit, weit fort. „Er glaubte, er müsse sterben — aber ich habe meinen Geliebten gepflegt und ihn dem Tode entrißen, denn ich liebte ihn — er war mein — mein einzig Geliebter — ich war glücklich! — glücklich!“ Es war ein Schrei der tiefsten Verzweiflung, mit dem sie das letzte Wort hervorstieß. „Um Gottes Barmherzigkeit willen,“ sprach sie in derselben Weise weiter, „laßt mich nicht denken, fährt fort. Es war jemand verwundet und

dem Tode nahe — wer? — Himmel! — Mein Kopf, mein armer Kopf!" Sie preßte die Hände an ihre Schläfen. „Fahrt fort, solange ich noch vernünftig bin.“

Der Graf fuhr fort:

„Bewundet und dem Tode nahe mache ich dies Bekenntnis, um im Falle eines Kriegsgerichts die Schullosigkeit Charles Marion Phillips' von J. B. M. Marine, der mein Sekundant bei einem Duell in Ajaccio war, darzulegen —“

Weiter kam er nicht. Marina riß ihm das Papier aus der Hand und starrte es voll Entsetzen an. „Seine Handschrift!“ ächzte sie. „Genug! Ich glaube! Mein Gatte hat meinen Bruder getötet! Gott, sei barmherzig! Laß mich sterben, ehe er kommt!“

„Wenn er kommt, gibt's etwas andres für dich zu thun, als zu sterben, kleine Marina,“ rief der alte Corse, ein langes, scharfes, corsisches Stilette hervorziehend, mit dem er liebevoll spielte, denn jetzt hatte der Bluthund seine Kette gesprengt und war zum reißenden Wolf geworden.

„Hier ist außerdem noch ein weiterer, indirekter Beweis,“ sprach der Graf dazwischen. „Dies Telegramm des Amerikaners. Er weiß, daß Anstruther deines Bruders Mörder ist, und hat versucht die Heirat zu hindern.“ Dabei zeigte er ihr Barnes' von ihm in Bastia aufgefangene Depesche.

„Und das haben Sie unterschlagen?“ rief Marina. „Niederträchtig! Sie haben mich den Mann heiraten lassen, den ich hassen mußte! Sie, dessen heilige Pflicht es gewesen wäre, mich davor zu bewahren, Sie, der Sie einst geschworen haben, mich zu lieben!“

„Einst!“ wiederholte der Graf.

„Ja, noch an jenem Tage in Monte Carlo!“ schluchzte sie. „Sahen Sie denn nicht, wie heiß ich ihn liebte — erkannten Sie nicht, wie innig er mich liebte? — Und nun! — Nun! — Nun!“

„Es wäre vielleicht hübscher gewesen, wenn du mich geheiratet hättest!“

Jetzt wurde Marina endlich die ganze Gemeinheit und herzlose Grausamkeit des Mannes, den sie einst geachtet, fast geliebt hatte, völlig klar. Ein Schauer des Abscheus und der Verachtung durchrieselte sie. „Nein, nein, nein!“ rief sie. „Selbst dies ist besser als das. Sie nennen sich Mensch, und haben mir nichts gesagt?“

„Du vergißt, daß du mir drohdest, dein englischer Held werde mich erbärmlichen Affen zerdrücken wie eine Mücke, wenn ich die Wahrheit sage. Weißt du's noch! Einen Affen und eine Mücke! — Aber Mücken haben Stacheln!“ Danella hielt es nicht mehr für der Mühe wert, seine Rolle weiter zu spielen. Mit einem grausamen, hämischen Lachen fuhr er fort: „Brich niemals eines Mannes Herz, das ist ein gefährliches Spiel, ma petite! Du hast dich selbst mir geraubt — ich raube dir ihn!“

„Ihn! Meinen Gatten, den ich niemals auf Erden wiedersehen darf! Meinen Edwin! Wenn ich ihm in die Augen sähe, würde ich vergessen, daß er Antonios Mörder ist — und ihm vergeben!“ schluchzte sie, aber ohne Thränen. „Gerardo mio!“ schrie sie dann verzweiflungsvoll. „Mein Leben, meine Seele, meine Liebe! Ich reiße dich aus meinem Herzen, wie ich diese Hochzeitsblumen von meiner Brust reiße. Möge Gott dir dein Verbrechen vergeben!“ Dabei riß sie das Myrtensträußchen von ihrem Busen. „Das ist meine Brautnacht!“ jammerte sie und sank zu Boden.

„Der Bräutigam wird bald zurückkehren,“ flüsterte der Graf für sich. „Per Bacco! Welch ein Wiedersehen!“ Leise schlich er der Thür zu, durch die er eingetreten war. Hier aber blieb er stehen, denn er sah, wie Tomasso, das unheimlich funkelnde Stilett in der Hand, sich Marina näherte und ihr mit seiner rauen Hand einen klatschenden Schlag auf die nackte Schulter gab, einen Schlag, der ihr sonst einen Schmerzensschrei entrisen haben würde. „Braut, wache auf!“ rief er dabei. „Es gibt Arbeit für dich, du braves Herz!“ Er zwang ihr den Dold in die Hand und zerrte sie vor ein Bild ihres Bruders, welches er an die Wand gehängt und unter das der Graf zwei Worte geschrieben hatte: „Assassinato! Abandonnato!“

„Ermordet — von ihm! Vergessen — von dir!“ zischte der Alte ihr ins Ohr. „Denke an deinen Eid, Tochter der Paoli!“

Die Verzweiflung hatte ihr für einen Augenblick die Fähigkeit des Denkens geraubt, aber jetzt bemerkte sie die gleißende Waffe in ihrer Hand, die ihr Auge magnetisch anzog, und sie fing an zu zittern und zu beben.

„Für ihn?“ fragte sie. „Du verlangst, daß ich meinen Vatten töte?“ Neues Entsetzen erschien in ihrem Gesicht, denn in ihrer Todesangst, den Vatten zu verlieren, hatte sie ihr Gelübde, ihn zu töten, vergessen.

„Du bist eine Corfin und fragst noch? Hast du Eid, Ehre und alles vergessen?“ zischte Tomasso.

„Meinst du, der Stoß würde ihm weniger wehe thun, wenn er von mir kommt? — Was bedeutet ein Schreckliches mehr oder weniger für mich diese Nacht?“ fragte sie mit einem schauerlichen Lachen, denn das Elend hatte sie für den Augenblick wahnsinnig gemacht.

Danella stand noch immer an der Thür. Er weidete sich an ihrer Schönheit und an ihrer Verzweiflung. „Die Todesstunde des Bräutigams ist da! Er, der sie mir geraubt, wird sterben,“ dachte er grinsend. „Wenn ich es nur mit ansehen könnte — wäre das nicht möglich?“ sagte er nachsinnend für sich. „Nichts leichter!“ In diesem Augenblicke traf das Geräusch sich eilig nahender Hufschläge sein Ohr. „Aha, der Bräutigam ist ungeduldig,“ sagte er grinsend. „Ich muß mich beeilen, oder ich verfäume dies köstliche Schauspiel!“ Mit vorsichtigen Schritten verließ er das Zimmer, eilte den dunkeln Flur entlang und verschwand.

Mit düsterer Bewunderung ruhten die Augen Tomassos auf Marina, welche wie ein Raubtier, das auf Beute lauert, im Zimmer auf und ab ging, stöhnend und die Hände ringend. „Brava!“ rief er. „In deinen Augen leuchtet Tod, meine Herrin! In deinen Händen ist die Ehre der Paoli gut aufgehoben! Denk' an deines Bruders Todeskampf, denk' daran, daß du eine Corfin bist und ebensogut hassen, als lieben kannst!“

„Ja, er hat ihn gemordet! Er hat den Bruder meiner Kindheit nicht verschont, warum soll ich ihn verschonen? Jetzt bin ich Corsin — ich hasse!“ murmelte das junge Mädchen, in dessen Augen ein unheimliches Leuchten emporstieg, wie damals auf dem Strande bei Ajaccio.

„Ah, jetzt bist du Marina!“ sagte der Corse befreidigt. „Jetzt bist du das kleine Mädchen, welches ich auf den Armen getragen habe, der kleine, süße Engel, der mit Antonio in den Kastanienwäldern spielte — der arme Antonio, selbst im Todeskampfe hat er noch deinen Namen gerufen! Und du wolltest seinen Mörder am Leben lassen?“

„Niemals!“ schrie das Weib, „niemals!“

„Der englische Tiger wird nichts Schlimmes von seiner Braut erwarten — denke daran, auf der linken Seite ist das Herz, auf der linken!“ flüsterte der Alte ihr zu, während sie auf und ab schritt.

Plötzlich blieb Marina stehen und zeigte nach dem Eingang, der bis jetzt noch nicht benutzt war und vor welchem der weiche Vorhang noch in wohlgeordnetem Faltenwurf hing, die dahinter befindliche Thür verbergend.

„Dort wird er eintreten, um meine Küsse zu empfangen! Küsse! Ha, ha, ha!“ Es war ein grausames Lachen. „Brautküsse! — Süße Brautküsse für den Gatten! — Scharfe Brautküsse für den Mörder!“ Sie erhob den Dolch, als ob sie den Augenblick kaum erwarten könne. „Rasch!“ sagte sie dann plötzlich, sich in lauschender Haltung vorbeugend. „Ich höre Fußtritte. Nur ein Mann hat das Recht, mein Brautgemach zu betreten. — Er ist's, mein Gatte!“ Sie machte einen Schritt nach der Thür, als ob sie ihm entgegengehen wolle. „Mein Gott! Wenn ich ihm ins Antlitz sehe — in meines Gatten Antlitz — dann kann ich ihn nicht töten — ich kann's nicht! — Ich werde ihn nicht durch den Vorhang lassen,“ schrie sie verzweiflungsvoll, „er stirbt, wenn er den Vorhang erreicht!“ Und als sie dies sagte, stellte sie sich dicht an die Thür, mit flammenden Augen, den Dolch zum Stoße erhoben.

„Kein Erbarmen!“ zischte Tomasso. „Du hast ein Recht auf sein Leben, du hast es in Aegypten gerettet.“

Er wollte sie zum Aeußersten reizen, aber diese Worte waren verfehlt, sie weckten Erinnerungen in ihr.

„In Aegypten — weit, weit von hier, in Alexandria — in dem heißen, verpesteten Lazarett,“ murmelte das Mädchen wie geistesabwesend. „Ich fühle, wie er seinen verwundeten Arm mir um die Schultern legt, mein Gerard! — Ich sehe den dankbaren Blick seiner lieben blauen Augen, wenn ich ihm die fieberischen Lippen neigte — den Tod habe ich für ihn bekämpft und besiegt, und er selbst ist meines Sieges Preis. — Er ist mein! — In Aegypten, dort, wo ich sein Leben gerettet, dort war ich glücklich! Ich habe meine Lippen auf seine Stirn gedrückt und ich habe ihn geliebt! — Liebte ihn! — Ich liebe ihn noch immer!“ rief sie plötzlich laut. „Er ist mein Gatte. Er kommt zu mir, zu seiner Braut! — Und ich, ich wollte ihn töten? Barmherziger Gott, vergib mir, ich war wahnsinnig!“

Die Hand, welche den Dolch hielt, sank herab.

Tomasso hatte verständnislos und verblüfft ihren Worten gelauscht, diese letzte Bewegung aber machte ihn mißtrauisch. „Denk' an deinen Eid!“ schrie er ihr zu.

„Ja, ich denke an den Eid, den ich heute morgen an Gottes Altar geschworen habe! Ihn zu lieben und sein treues Weib zu sein!“

„Aber ich gedenke meiner Bendetta!“ schrie Tomasso wütend und ging auf sie zu, um ihr den Dolch zu entreißen. Rasch wandte sie sich um und stand, den Rücken dem Vorhang zugekehrt, mit flammenden Augen vor ihm.

„Fort mit dir, der du mich ewiger Schande und Reue überliefern wolltest!“

„Du willst ihn nicht töten?“

„Meinen Gatten? — Nun und nimmer!“

„Dann werde ich's thun — ich höre ihn kommen — gib mir den Dolch!“ flüsterte Tomasso, seine Hand nach der Waffe ausstreckend.

Aber in Marinas Augen lag jetzt eine verzweifelte Entschlossenheit. „Zurück, oder ich töte dich! Er ist mein Gatte! Gegen dich, gegen die ganze Welt, gegen mein Gelübde will ich ihn verteidigen!“ rief sie mit hoch

erhobenem Dolche, bereit, diesen Tiger in Menschengestalt, der sich ihr näherte, niederzustoßen. Als das schöne Mädchen in dem weichen Licht des Mondes so dastand, einen ihrer weißen Arme in unbewusster Anmut vor den tiefroten Falten des Vorhangs ausgestreckt, den andern mit dem blizenden Stilet hoch über dem Haupte erhoben, hätte es ein herrliches Modell für eine Statue der Verzweiflung und Entschlossenheit abgeben können — Verzweiflung, denn Marina mußte, Anstruther mochte leben oder sterben, von diesem Abend an war er für sie tot; — Entschlossenheit, weil sie bereit war, ihr Leben für ihn hinzugeben, wenn es sein mußte, um das seinige zu retten.

Tomasso blieb stehen. Er fürchtete den Tod nicht, aber er besorgte, daß er ihn ereilen könne, ehe er seine Aufgabe ausgeführt, denn sein Instinkt sagte ihm, daß die schöne Statue, die da so bewegungslos vor ihm stand, wie eine Schlange, die sich zum Sprunge zusammengerollt hat, tödlich treffen würde, wenn sie zustieg.

„Zu spät!“ flüsterte er plötzlich, während zugleich, kaum merklich, ein schlaues Aufleuchten über seine Züge flog. „Maledicta! Da ist er — sieh!“ und dabei wies er hinter sie. Marina wandte den Kopf nur einen Augenblick, aber in diesem Augenblick hatte Tomasso sie auch umfaßt. Ihre Arme waren in seinem rauen Griff wie Wachs. Wie der Blitz hatte er ihr den Dolch entwunden und ihren Oberkörper, seine starke linke Hand auf ihren weißen, stöhnenden Hals pressend, über die Seitenlehne eines dicht hinter ihr stehenden kleinen Sofas gedrückt. „Verräterin!“ zischte er und nahm ihren Platz vor dem Vorhang ein, den Dolch in der Rechten, bereit, zuzustoßen, sobald Anstruthers Brust den Vorhang berührte, denn er wußte, daß er, bewaffnet oder nicht, unter den Armen des kräftigen, jungen Engländers nur ein Kind sein werde.

Viel Zeit zum Ueberlegen hatte er nicht, denn schon hörte er Schritte auf dem Flur, welche sich der Thür näherten. Marina, die bisher schweigend gerungen hatte, um sich frei zu machen, hörte sie ebenfalls. Sie versuchte ihn anzulächeln. „Lieber, alter Tomasso,“ keuchte sie, denn sein

Griff war fest, „willst du deine Pflegetochter nicht ihr Gelübde erfüllen lassen? — Vergiß nicht, daß ich eine Paoli bin — gib mir den Dolch — laß mich mein Werk vollbringen!“

Aber der alte Mann schüttelte den Kopf. „Kein Fuchs geht zum zweitenmal in eine Falle!“ knurrte er höhnisch. „Du wirst sehen, was du gewünscht hast — den Tod des Mörders, der uns Antonio entrißen hat!“ und er erhob den Arm, denn die Schritte waren jetzt schon ganz nahe.

„Schone ihn! Töte ihn nicht vor meinen Augen! Lieber, lieber, guter Tomasso! Du hast deiner Marina noch nie etwas abgeschlagen — Gnade für ihn! — Hab' Mitleid mit mir! Mache mich nicht in meiner Brautnacht zur Witwe!“ flehte das Mädchen außer sich und versuchte die Hand, die auf ihrem Halse lag, zu küssen und zu lieblosen. Näher und näher kamen die Schritte. Marina begann wie eine Tigerkatz gegen den Arm zu ringen, der sie niederhielt, denn sie war nun fast wahnsinnig vor Angst um den Geliebten. „Zurück, Gerard!“ schrie sie verzweifelt. „Mein Gatte, um der Liebe deines Weibes willen, zurück! Er lauert hier auf dich, um dich zu erstechen. Um Gottes willen, komm auf dem andern Wege!“

Diese Worte waren nicht dazu angethan, den Bräutigam von der Braut fernzuhalten — im Gegenteil, sie konnten ihn nur zu größerer Eile antreiben, denn sie mußten ihm sagen, daß sie in Gefahr sei. Mit Entsetzen hörte Marina, noch während sie sprach, wie die Thür hinter dem Vorhang geöffnet wurde, sie sah, wie seine liebe Gestalt sich in den Falten abzeichnete und wie Tomasso mit voller Kraft einmal und dann noch einmal die blitzende Klinge tief in das Herz stieß, das sie liebte. Ein Strahl von etwas Warmem, Rotem spritzt durch die Risse, die der Dolch gemacht, ein zweimaliges, schauerliches Aufschreien ertönt hinter dem Vorhang, welcher unter dem Griff eines sinkenden Menschen rauscht und zittert und sich dann um einen Körper wickelt, der polternd zu Boden stürzt.

Tomasso, den blutigen Dolch in der Hand, springt nach

dem Fenster, um zu entfliehen. Marina schwankt hinter ihm her. „Du hast den Gatten gemordet, morde nun auch das Weib, das ihn liebt! Töte seine Witwe!“

„Für die Ehre der Paoli!“ ruft er heiser zurück und verschwindet.

Als sie sich, um ihre Brautnacht betrogen, umwandte, um dahin zu schwankeu, wo ihr toter Gatte lag, sah sie, wie ein roter Strom unter dem Vorhang hervorrieselte und langsam auf dem eichenen Fußboden aus dem Schatten in das Mondlicht weiter kroch.

„Ich sollte glücklich sein,“ stöhnte sie mit einem schauerlichen Lachen. „Da ist ja, um was ich gebetet habe, das Blut der Vendetta!“

Es war der Schrei einer Wahnsinnigen, den sie ausstieß, als sie jetzt ohnmächtig zu Boden sank und dort ebenso bewegungslos liegen blieb, wie das Ding dort hinter dem Vorhang des Brautgemachs.

---

#### Vierundzwanzigstes Kapitel.

#### Der Mann hinter dem Vorhang.

Das war der Schrei, der bis zu Barnes und Enid gedrungen war, und wenige Sekunden später wurde das Klopfen des Amerikaners an der nach dem Flur führenden Thür des Brautgemachs hörbar. Da alles still blieb, trat er, von Enid gefolgt, rasch ein und fand Marina ohnmächtig am Boden liegend.

Enid eilte zu ihr. „Sie ist tot!“ rief sie erschreckt, nahm sie in die Arme und suchte sie mit Küffen und Liebkosungen ins Leben zurückzurufen, denn da sie Marina liebte, wie eine Schwester, so war in ihr auch nicht der Gedanke eines Zweifels an ihrer Treue und Ergebenheit gegen ihren Bruder aufgestiegen.

Barnes blieb stehen und blickte in dem Zimmer umher, um herauszufinden, was wohl vorgefallen sein mochte. Vielleicht ahnte er es nur zu gut, denn als er nach einem Augenblick an ihre Seite trat, war sein Ausdruck sehr erregt, wenn es ihm auch gelang, seine Stimme zur Ruhe zu zwingen. Er hatte die Klingel gezogen, um Hilfe herbeizurufen, aber das blieb aus gutem Grund ohne Erfolg, denn der Graf hatte den aus diesem Zimmer kommenden Draht durchschnitten.

Er hob Marina auf und legte sie auf das Sofa. „Wenn etwas Derartiges ihr zustoßen konnte, was ist aus meinem Bruder geworden?“ fragte Enid erstaunt und besorgt.

„In einer Minute wird sie erwachen,“ entgegnete Barnes gefaßt. „Bleib’ ruhig, bis sie uns antworten kann.“

„Aber sie ist tot!“

„Ebensowenig, als du. Sie hat einen Schreck gehabt, dies ist nur eine Ohnmacht, du weißt, daß ich Medizin studiert habe.“

„Ja.“

„Für diese Nacht werde ich als Arzt handeln. Bring’ mir die Wasserkanne,“ erwiderte Barnes mit erzwungener Heiterkeit, sich bemühend, Marina wieder zum Bewußtsein zu bringen. „Nun, meine Kleine, etwas Riechsalz oder Aehnliches — wenn du etwas Derartiges finden kannst.“

„Ich habe etwas in meinem Zimmer — aber mein Bruder?“

„Lauf’ und hol’ das Riechsalz!“

„Aber mein Bruder?“

„Das Riechsalz, rasch!“

Enid entfernte sich, um das Verlangte zu holen. Barnes’ Augen folgten ihr nachdenklich. „Es ist am besten, wenn ich meinen Schatz in Bewegung halte,“ dachte er, „ich darf ihr keine Zeit lassen, ängstlich zu werden heute nacht — der Himmel helfe uns — aber ich fürchte, Anstruthers Schwester erwartet ein ebenso großer Schreck, wie der, welcher seine Frau in diesen Zustand versetzt hat.“

Er blickte Marina an, die sehr blaß und still vor ihm lag. Um ihren Mund, der dann und wann durch ein nervöses Zucken Zeichen des Lebens gab, waren Linien tiefen Leids eingegraben. Als aber seine Blicke ihre Gestalt überflogen, erschien der Ausdruck größten Entsetzens in seinen Zügen, denn auf dem Rock ihres weißen Brautgewandes war ein heller, roter Fleck und bei genauerem Zusehen fand er noch mehrere. Seine Augen wandten sich von ihrem Kleide nach dem Fußboden. „Blut!“ murmelte er. „Sie hat blaue Flecken am Hals, aber sie ist nicht verwundet. Wessen Blut ist es? Es kommt unter jenem Vorhang hervor!“ Er sprang auf und war im Begriff nachzusehen, als Enids Wiedereintritt ihn zurückhielt. Solange sie sich im Zimmer befand, wagte er nicht, seine Nachforschungen fortzusetzen, aus Furcht, daß deren Ergebnis ein zu großer Schreck für Anstruthers Schwester sein möchte. Mit aller Anstrengung überlegend, was zu thun sei, versuchte er zunächst mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln, Marina wieder zum Bewußtsein zu bringen. Als er nach einigen Minuten in ihrem Antlitz die ersten Anzeichen wahrnahm, welche dem Erwachen aus einer tiefen Ohnmacht vorauszu-gehen pflegen, erhob er sich von der Seite der Corfin und wandte sich Enid zu, deren Hand er zärtlich ergriff. „Meine Liebe,“ sagte er, „willst du mir einen Gefallen thun? Ich möchte nicht gern, daß diese junge Dame dich sofort sieht, wenn sie zum Bewußtsein zurückkehrt. Willst du nach deinem Zimmer gehen und mir überlassen, alles Nötige zu thun?“

„Du fürchtest —?“

„Ja, ich fürchte die Wirkung, wenn sie dich sieht.“

„Nein, nein, du fürchtest den Schreck für mich, du fürchtest für meinen Bruder. Meinst du, ich würde in der Ungewißheit weniger leiden, als wenn ich alles erfahre? Weshalb stehst du immer zwischen mir und jenem Vorhang? Es gibt irgend etwas Schreckliches in diesem Zimmer, was du entdeckt hast, während ich fort war, — etwas, was du nicht wagst —“

Enid hielt plötzlich mit einem unterdrückten Aufschrei

inne, denn Marina hatte sich auf ihrem Lager halb aufgerichtet und unterbrach sie.

„Braut und Witwe — Braut und Witwe!“ sagte sie halblaut, wie im Traum, und rang verzweiflungsvoll die Hände.

Enid wollte zu ihr hinein, aber Barnes schlang die Arme um sie und hielt die Ritternde fest. So blickten beide nach Marina hin, die sich mit rollenden Augen im Zimmer umsah, dann sich erhob und, schwankend vor Schwäche, stehen blieb.

Jetzt fielen ihre Blicke auf den Amerikaner. „Sie hier?“ sagte sie mit einer Stimme, deren unnatürliche Ruhe ihn entsetzte. „Sie hier? Sie sind gekommen, um uns zu retten, aber Sie sind nicht zur rechten Zeit gekommen. Was haben Sie mit seinem Leichnam gethan?“

„Seinem Leichnam?“ wiederholte Barnes mit ernstem Gesicht, Enid fest an sich drückend, denn er fürchtete, sie würde ohnmächtig werden. Aber seine Geliebte war von besserem Stoff gemacht. Sie riß sich von ihm los und trat dicht vor Marina hin.

„Wessen Leichnam?“ rief sie. „Himmel! Nicht der meines Bruders? Nicht Edwins!“

„Ja, der deines Bruders und meines Gatten,“ antwortete Marina mit derselben unheimlichen Ruhe. Aber jetzt stand das Furchtbare, was sie erlebt hatte, plötzlich wieder vor ihr und von neuem erfaßte sie die Verzweiflung. „Mein Gatte, den ich liebte,“ klagte sie in herzerreißenden Tönen, „vor meinen Augen ermordet! Ich höre seine Fußtritte! Horch! — Er eilt in meine Arme — er eilt in seinen Tod! Horch! Schritte — seine Schritte! Immer, immer klingen sie mir im Ohr — sie kommen — immer näher — näher — näher! Hören Sie sie nicht auch?“ schrie sie zuletzt fast und trat auf Barnes zu.

„Beim Himmel, ja! Schritte auf dem Gang!“ entgegnete Barnes.

„Es ist Edwin — ich kenne seinen Schritt!“ rief Enid.

„Ja, die Schritte des Toten!“ flüsterte Marina mit furchterfüllter Stimme.

„Nein, des Lebenden!“ schrie nun Enid und stürzte der Thür zu, welche nach dem Gange führte, um im nächsten Augenblick in Edwins Armen zu liegen, der mit dem Ausdruck seliger Erwartung im Antlitz eintrat.

Einen Augenblick war der junge Mann mehr überrascht, als sie.

„Du hier, Enid?“ fragte er mit erstauntem Blick. „Marina!“ stieß er dann atemlos hervor, denn seine Braut war mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen ein oder zwei Schritte auf ihn zugegangen.

„Sein Geist!“ flüsterte sie ängstlich. „Er kommt, mich anzuklagen!“

Zitternd wich sie vor ihm zurück, als er versuchte, sie in die Arme zu schließen.

„Geliebte!“ fragte er betroffen, „kennst du mich nicht — mich, deinen Gatten?“

Sie aber zog sich immer weiter von ihm zurück und bedeutete ihm durch Zeichen, ihr nicht zu folgen.

„Du bist nicht mein Gatte,“ sagte sie endlich zum Schrecken aller, „du bist sein Geist! Meines Gatten Leichnam liegt dort hinter jenem Vorhang!“ Mit erhobenem Arm zeigte sie auf den Vorhang, durch welchen Tomasso seine Dolchstöße geführt hatte. Dann richtete sie ihr Auge mit unaussprechlicher Zärtlichkeit auf Edwin. „O, wenn ich doch auch ein Geist sein könnte! Jetzt, wo sein Blut mit deinem eignen von deinen Händen gewaschen ist, jetzt dürfte ich dich lieben, du Licht meiner Seele, ohne Schande für meinen Bruder, wenn du ihn auch getötet hast,“ und bei diesen Worten blickte sie ihn voll inniger Liebe an, ganz wie die alte Marina.

„Barmherziger Gott, sei mir gnädig!“ rief Anstruther. „Meine Braut ist wahnsinnig!“

„Nein,“ sagte Barnes, zu ihm tretend, kurz, „aber sie wird es werden, wenn dies noch lange dauert.“

„Wer sind Sie?“ fragte Anstruther, der ihn zum erstenmal sah, nicht eben freundlich.

„Gott sei Dank! Sie kennen mich nicht, mein Name ist Barnes,“ erwiderte der Amerikaner, der Edwin seit

seinem Eintritt aufmerksam und forschend betrachtet hatte und nun einen Seufzer der Erleichterung ausstieß.

„Ah, der Verlobte meiner Schwester!“

„Ja, ich kam heute abend hierher, um dies zu verhindern — warum, will ich später erklären. Ihre Schwester und ich hörten einen Schrei, und als wir hierher kamen, fanden wir Ihre Gattin ohnmächtig am Boden liegend. Sie glaubt, Sie seien ermordet!“

„Ich? Unmöglich! — Ihre Augen sagen ihr doch, daß ich lebe.“

„Ja, ihre Augen sehen, aber ihr Geist glaubt ihnen nicht. — Sie wissen, daß ich Arzt bin.“

„Allerdings.“

„Lassen Sie mich für diese Nacht Ihr Arzt und der Ihrer Frau sein!“

„Willst du?“ entgegnete Anstruther und ergriff die Hand seines Schwagers mit festem Druck. „Gib meines Weibes Verstand ihr und mir wieder und ich werde dir ewig dankbar sein!“ Thränen standen in den Augen des großen, starken Mannes.

„Willst du dich unbedingt meinen Anordnungen fügen?“

„Natürlich!“ antwortete Edwin, der im Dienst gelernt hatte, was Gehorsam war.

„Gut, — ich werde alles versuchen,“ erwiderte Barnes. „Geh zu deiner Frau und nimm sie in den Arm, aber zwing sie nicht gegen ihren Willen, ich möchte ihr Gesicht beobachten und hören, was sie zu dir sagt.“

Während er mit Edwin sprach, hatte Enid Marina zu überreden versucht, daß Edwin lebe, aber diese hatte sie zurückgestoßen. Dann war sie nach dem Vorhang gegangen, anscheinend, um ihn zurückzuziehen, war aber auf halbem Wege stehen geblieben und hatte sich schauernd abgewandt. Barnes hatte diesen Vorgang aufmerksam beobachtet.

Der Anweisung seines Schwagers folgend, näherte sich Edwin nunmehr seiner Braut wieder, rief sie mit leiser, zärtlicher Stimme bei Namen und wollte sie an sich ziehen. Wie vorhin wich sie zurück, diesmal aber richtete sie einen Blick voll Liebe auf ihn.

„Wenn ich so tot bin, wie du, mein Lieber, — dann wollen wir uns wieder lieben. — Nein, nein!“ schrie sie dann entsetzt, als er näher kam, „du bist sein Geist — sein Körper liegt hinter jenem Vorhang!“

Als sie diese Worte sprach, bemerkte Edwin, der ihr ziemlich nahe gekommen war, zum erstenmal die Spuren, welche Tomassos Finger an ihrem weißen Hals zurückgelassen hatten.

„Ein Satan hat versucht, das Weib zu ermorden, welches ich liebe,“ schrie er mit heiserer Stimme, „und er hat — großer Gott! — nur ihren Verstand vernichtet!“

„Ja, er hat diese Zeichen auf meinen Hals gedrückt. Fluch ihm, der dich gemordet hat!“

Barnes machte der furchtbaren Scene ein Ende, indem er Anstruther am Arm ergriff und ihn beiseite zog. „Ist das der versprochene Gehorsam?“ flüsterte er vorwurfsvoll. „Wenn du nicht ruhig bist, kannst du es dann von ihr erwarten?“

Er bedeutete Enid durch Zeichen, Marina, die vollkommen geistesabwesend mit sich selbst sprach, zu beruhigen.

„Ruhig?“ fragte Anstruther zurück, sie anblickend. „Was habe ich auf Erden noch als Rache! Wer ist der Schurke, der ihren Geist zerstört? Weißt du's?“

„Laß das jetzt,“ entgegnete Barnes scharf. „Zunächst müssen wir sehen, deine Frau wieder zur Vernunft zu bringen. Jede Minute länger, die sie im gegenwärtigen Zustand verbleibt, macht das schwieriger. Natürlich, die Zeit kann alles heilen, aber als Arzt sage ich dir, wenn deines Weibes Irrwahn nicht diese Nacht zerstört wird, so wird er es nie. Von dieser Ansicht ausgehend, bin ich bereit, ein verzweifelltes Mittel zu versuchen. Schlägt es fehl, dann fürchte ich das Schlimmste. — Habe ich deine Einwilligung es zu versuchen?“

„Was willst du thun?“ fragte Edwin zitternd, denn der jähe Sturz vom höchsten Glück in das tiefste Elend seines Lebens hatte selbst seine Nerven erschüttert.

„Ehe du kamest, war dein Weib geistig gesund, wenn auch tief unglücklich — sie glaubte, du seiest ermordet, vor

ihren Augen ermordet — seit sie dich gesehen hat, glaubt sie, du seiest ein Geist — sie sagt, dein Körper liege hinter jenem Vorhang.“

„Nun?“

„Zeig' ihr den Leichnam, der hinter jenem Vorhang liegt.“

„Du glaubst, es liege wirklich ein Leichnam dort?“

„Ich hoffe es!“

„Du hoffst, Mann?“ erwiderte Anstruther entsetzt.

„Ja — um der Vernunft deiner Frau und um deines Glückes willen hoffe ich es!“ entgegnete Barnes, „denn wenn ich den Vorhang zurückziehe und es ist kein Leichnam dahinter, dann ist Marina eine Wahnsinnige und bleibt es. Sie ist es thatsächlich schon jetzt, denn eine solche Wahnvorstellung ohne Grund ist Geisteskrankheit. Ich glaube jetzt, sie ist so fest überzeugt, daß du tot bist, daß selbst deine lebendige Gegenwart diese Ueberzeugung nicht zu erschüttern vermag. Gott gebe, daß wir einen Körper dort finden, damit sie sich überzeugt, daß es nicht der deine ist!“

„Du meinst also, daß dort jemand ermordet worden ist?“ fragte Edwin, den dunkeln Vorhang betrachtend.

„Allerdings!“ war Barnes' zuversichtliche Antwort.

„Wer?“

„Das weiß ich nicht, aber ich habe eine Ahnung, daß die Vorsehung diesmal alles gerecht gefügt hat,“ entgegnete der Amerikaner. „Willigst du ein? Bedenke, das Mittel ist ein verzweifeltes.“

„Ja!“ sagte Anstruther fest. „Um Gottes willen und in Gottes Namen handle!“

„Also halte dich bereit. Wenn ich es dir sage, ziehe den Vorhang zur Seite,“ und nach diesen an Edwin gerichteten Worten wandte sich Barnes an Marina, welche, von Enids Armen gehalten, wie geistesabwesend ihren Gatten anstarrte.

Die beiden Mädchen standen in der Mitte des Zimmers, die Männer zwischen ihnen und der verhängten Thüre. Anstruther näherte sich dieser langsam, während Barnes,

seine Worte sorgsam erwägend, zu der Braut sprach: „Mrs. Anstruther, Sie glauben, Ihres Gatten Körper liege hinter jenem Vorhang?“

„Ich weiß es!“ rief sie. „Ich hörte seine nahenden Schritte — ich sah, wie das Messer zweimal durch den Vorhang in das Herz gestoßen wurde, das ich liebe. Ich habe sein furchtbares Todesstöhnen gehört, ich habe gesehen, wie der Vorhang sich um seinen sinkenden Körper schlang. Würde ich nicht glauben, dort stehe mein Gatte, wenn ich nicht wüßte, daß er tot ist?“ Dabei zeigte sie auf Edwin, der sich dem Vorhang genähert hatte. „Du trittst in dein eignes Blut,“ flüsterte sie.

Barnes folgte der Richtung ihres Fingers und sah eine rote Blutlache um den Fuß des jungen Mannes.

„So weit haben Sie recht,“ sagte er. „Sie hörten Schritte, aber es waren nicht die Ihres Gatten, Sie sahen eine menschliche Gestalt hinter jenem Vorhang, aber es war nicht die des Mannes, den Sie lieben, das Todesstöhnen, welches Sie hörten, kam nicht von Edwin — der Leichnam, der dort liegt, ist nicht der Gerard Anstruthers, sondern —“

Er gab das Zeichen und Gerard zog den Vorhang zur Seite. Marina, deren Atem, während Barnes sprach, schneller und schneller geworden war, stand mit vorgebeugtem Oberkörper in tiefer Erregung erwartend, was sich ihr enthüllen werde. „Kann es sein? Ist das Wirklichkeit?“ keuchte sie, ein paar Schritte vorwärts thugend. „Mein Gatte lebt? Himmel, ich danke dir, das ist der Körper des Mannes, welcher kam, um zu sehen, wie ich ihn tötete!“

Hinter dem Vorhang lag — Danella! Auf seinem erstarrten Antlitz mit den gebrochenen Augen lag ein Ausdruck, der halb ein cynisches Grinsen, halb Todeschmerz war.

„Danella!“ schrie Enid, vor Entsetzen erbleichend.

„Mein Freund!“ murmelte Edwin traurig und beugte sich nieder, um den Körper aufzuheben.

Aber Barnes schloß den Vorhang und verhüllte das schreckliche Bild. „Unnütz,“ sagte er, Edwin zurückhaltend.

„Der Schurke ist wenigstens schon zehn Minuten tot. Wie ich es ahnte, die Vorsehung hat den Rechten getroffen, dein Feind empfing, was dir zugebracht war.“

„Mein Feind? Unmöglich! Du schändest sein Andenken, er gab mir Marina!“

„Frage sie und sieh, inwieweit du ihm dafür zu danken hast,“ entgegnete Barnes trocken.

Als Edwin nun auf Marina zuschritt, um sie in die Arme zu schließen, sah er Thränen in ihren Augen.

„Sieh, sie weint um ihn,“ rief er.

„Um ihn? Um den Schurken? Nein!“ rief Marina, die jetzt ihre Sinne wiedergefunden und sich des furchtbaren Abgrunds erinnerte, der sich zwischen ihr und dem Geliebten ihres Herzens aufgethan, und in deren Antlitz das Entsetzen von vorhin einer verzweifelnden Traurigkeit Platz gemacht hatte.

„Ich weine, weil ich dich verloren habe, dich, meinen Gatten, verloren in meiner Brautnacht. O, lieber Freund“ — sie richtete einen herzzerreißenden Blick auf Barnes — „Sie hätten besser gethan, mich zu lassen, wie ich war. Ich wäre glücklicher gewesen, wenn ich wahnsinnig geblieben wäre!“

„Mein süßes Lieb, das ist ebenso großer Wahnsinn, wie vorhin,“ sagte Edwin und versuchte, sie in die Arme zu schließen, denn Marina schien jetzt sehr schwach zu sein. „Mich verloren? — Du hast mich für immer gewonnen. Du bist mein Weib, — mein geliebtes Weib.“

Aber sie stieß ihn mit übernatürlicher Kraft zurück. „Ich bin dein Weib!“ rief sie mit einer Stimme, die allen Entsetzen einflößte, „aber du bist der Mörder meines Bruders — unsre Lippen berühren sich nie mehr!“

---

## Fünfundzwanzigstes Kapitel.

### Doktor Barnes.

Diese Worte überraschten und erschreckten Edwin mehr, als Barnes oder Enid, denn sie hatten etwas Aehnliches erwartet. Für ihn war es ein Blickschlag aus heiterm Himmel und einen Augenblick war er völlig fassungslos.

„Du hast meine Geliebte von einem Irrewahn geheilt,“ wandte er sich mit gebrochener Stimme an den Amerikaner, „heile sie auch von diesem noch grausameren Wahn und rette mich vor Verzweiflung.“

„Ich habe eine verrückte Einbildung durch einen Schreck vernichtet,“ entgegnete Barnes. „Jetzt ist es deine Sache, eine nicht unvernünftige durch Vernunftgründe zu bekämpfen.“

„Das nennst du eine nicht unvernünftige, mich für den Mörder ihres Bruders zu halten?“

„Ja, angesichts der Beweise, welche, wie ich mir einbilde, der Graf ihr gegeben haben wird, vollkommen begreiflich.“

„Beweise? Absurd!“

„Frage sie, und du wirst sehen. Aber so wahr du sie liebst, vergiß nicht, was sie heute abend schon gelitten hat, als sie glaubte, du seiest vor ihren Augen ermordet worden. Sieh, wie schwach sie ist.“

Barnes wies auf Marina, die, zum Teil von Enids Armen unterstützt, einen Stuhl umklammert hatte, um sich aufrecht zu halten, während sie Edwin mit Augen voll Liebe und doch so hoffnungslos anblickte. „Was du sagst oder thust,“ schloß er, „sei sanft mit ihr und zweifle niemals an ihrer Liebe zu dir.“

So ermahnt, schritt Anstruther auf seine Braut zu; als er sich ihr aber bis auf einen Schritt genähert hatte, streckte sie den Arm aus und gebot ihm durch eine Bewegung Halt. „Nicht näher!“ sagte sie. „Du kannst von dort aus mit mir sprechen. Um des Himmels willen!“ fuhr sie flehend fort, „versuche mich nicht mehr! Deine Küsse

würden mich wahnsinnig machen vor Scham, ich würde unter ihnen vergessen, daß du Antonios Mörder bist."

"Du sagst, ich hätte deinen Bruder gemordet," sagte Edwin, sich zur Ruhe zwingend. "Darf ich fragen, auf welche Weise dies geschehen sein soll?"

"Im Zweikampf. Du wußtest nicht, daß er sterben würde, du glaubtest, er sei nur verwundet, und mußttest eilen, um den 'Vulture' zu erreichen, der nach Aegypten segelte."

"Aha! Der Zweikampf bei Ajaccio!" rief Edwin und ein sonderbares Licht erschien in seinen Augen.

"O Himmel! — Du entsinnst dich — du gestehst es ein? Nun, dann sage mir auf ewig lebewohl!" sagte Marina mit verzweifelnder Stimme. "Ich liebe dich mehr, als meine Seele, aber ich bin ebensosehr deine Witwe, als ob du tot wärest, wie derjenige, der dort hinter dem Vorhang liegt — aus Barmherzigkeit, Edwin, laß mich gehen," fügte sie hinzu, denn Edwin hatte ihre Hand ergriffen.

"Du wirst mir nie mehr lebewohl sagen," unterbrach er sie, "denn Gott sei Dank! Ich bin nicht der Mann!"

"Nicht der Mann?" rief Marina. "Nicht der Mann? Gott weiß, der Schurke gab mir Beweise genug, um mir den Doldz in die Hand zu drücken, mit dem ich dich töten wollte!"

"Mich töten? Deinen Gatten?!" stieß Anstruther entsetzt hervor und ließ ihre Hand fahren. Von diesem Augenblick an machte er keinen Versuch mehr, sich seiner Gattin zu nähern, wie Barnes mit Besorgnis wahrnahm.

Marina bemerkte dies nicht. Wie ein Meteor flog sie, die noch vor einem Augenblick so schwach gewesen war, daß sie kaum stehen konnte, zu dem Tisch, auf dem die Gegenstände lagen, welche Danella ihr gezeigt hatte. Aufregung — und eine neue Hoffnung, an die sie noch nicht zu glauben wagte, gaben ihr übernatürliche Kräfte.

"Sieh hier!" rief sie, Edwin die Gegenstände vorhaltend. "Sieh hier, meines Bruders Kugel, platt gedrückt auf der Münze, welche dein Leben rettete, — dein Name auf der Pistole, welche ihn tötete! Kannst du das leugnen?"

— Und hier die Beschreibung des Duells, die du aufsezt, um deinen Sekundanten zu rechtfertigen, als du sterben zu müssen glaubtest! Und alles dies war in deinem Koffer! Ist das nicht Gewißheit? Sprich die Wahrheit! Um Gottes Barmherzigkeit willen, täusche mich nicht!"

"Die Pistolen gehören mir," antwortete Anstruther düster und als ob ein andrer Gedanke ihn weit angelegentlicher beschäftige. „Sie wurden an jenem Morgen bei Ajaccio von dem Offizier, der deinen Bruder erschossen hat, aus meiner Kajüte genommen. Die Münze war fein. Das Bekenntnis hat er mir kurz vor seinem Tode, als er selbst zu schwach zum Schreiben war, in die Feder diktiert. Es ist das Bekenntnis George Fellow Arthurs, der beim Bombardement von Alexandria an Bord der ‚Sealar‘ verwundet wurde. Er starb einige Stunden später in meinen Armen, und diese Gegenstände, die plattgeschlagene Kugel, die Silberkrone und alles, was sich in dem mit den Anfangsbuchstaben seines Namens ‚G. A.‘ gezeichneten Handkoffer befand, hat er mich, mit seinen letzten Worten seiner Mutter zu überbringen, wenn ich nach England zurückkehrte. — Und du glaubtest —“

„Auch andre haben es geglaubt!“ rief Marina. „Mache mir keine Vorwürfe. Der Mann dort hat an deine Schwester telegraphiert, sie solle unsre Heirat verhindern. Sie, der Sie das Duell mit angesehen haben, sagen Sie mir, war es mein Gatte, der meinen Bruder erschossen hat?“ wandte sie sich in flehendem Tone an Barnes.

„Gott sei Dank, nein!“ erwiderte dieser. „Auch ich war im Irrtum. Anstruther, ich glaubte, was sie geglaubt hat, und ich versuchte, eure Heirat zu hindern, aber Danella hat meine Depesche aufgefangen.“

Mit einem Antlitze, das jetzt in Seligkeit strahlte, schleuderte Marina die Beweisstücke für die ungeheuerliche Lüge dieser Nacht zu Boden. „Damit wollte er mich dahin bringen, dich zu töten, Edwin! — Endlich bin ich glücklich!“ Sie schwankte auf ihren Gatten zu, um sich ihm in die Arme zu werfen, allein er richtete einen so kalten Blick auf sie, daß sie schauernd zurückwich, und der auch die andern tief

erschreckte. „Schade, Barnes,“ sagte er, „daß deine Depesche nicht an ihre Bestimmung gelangte.“

„O!“ rief Marina bei diesen Worten, „ich wußte, daß dies das Ende sein würde! Ich wußte, daß ich nicht sein Weib sein dürfte, wenn er schuldig war, und daß er mir nie vergeben werde, wenn er unschuldig war. Es wird mein Herz brechen! Seht, er sieht so aus, wie damals in Aegypten, als er den Verbrecher verurteilte.“

„Edwin! Bruder! Denke daran, wie sehr sie dich liebt,“ bat Enid.

„Anstruther,“ sagte Barnes vorwurfsvoll, sich ihm nähernd, „viel Aufregung kann deine Frau diese Nacht nicht mehr vertragen.“

„Meine Frau, die mich für einen Muehelnörder hielt! So hast du mich genannt!“ antwortete Anstruther streng, sich zu Marina wendend, die ihn mit blasser, erschrecktem Gesicht ansah, aber nichts zu erwidern vermochte. „Glaubst du, ich würde dich auf das Wort eines andern hin für eine Mörderin gehalten haben? Kann ich aber dein eignes Wort bezweifeln, daß du heute abend einen Dolch in deine Hand nahmst, um mich zu töten — deinen Gatten, der mit einem Herzen voll Liebe und Vertrauen, wie es nur je ein Mann einem Weib entgegengebracht, in deine Arme eilte? Sage mir doch, daß ich falsch gehört habe, sage mir, daß du gelogen hast, sage mir, daß du im Fieber gesprochen hast — aber um Gottes Barmherzigkeit willen, laß mich nicht denken, daß meine Braut mich heute abend ermorden wollte!“ Mit Vorwürfen hatte Edwin begonnen, mit einem Flehen endete er. Als er keine Antwort, keine Ableugnung erhielt, wandte er sich langsam und düster ab. Er sank in einen Stuhl und bedeckte sein Gesicht mit den Händen und sah sie nicht mehr an.

„Ich war wahnsinnig — wie ich es bald wieder sein werde,“ stöhnte Marina endlich mit einem Blick, der so voll Schmerz, Reue und liebevollem Sehnen war, daß er ihn erweicht haben würde, wenn er ihn gesehen hätte. Er ahnte das wohl, denn er wagte es nicht, sie anzublicken, aus Verforgnis, daß er vergeben würde. Ob auch Marina ahnte,

was in ihm vorging? Sie faßte Mut. Entschlossen, für ihr Glück zu kämpfen, ging sie mit leicht schwankenden Schritten auf ihn zu und streckte die Hand aus, um sie ihm auf die Schulter zu legen, ließ sie aber, in der Besorgnis, daß er sie zurückstoßen könne, mit einem leisen Zusammenhauern wieder sinken.

„Edwin, mein Gatte,“ sagte sie mit einer Stimme, die unnatürlich ruhig war, „du hast dem Verbrecher in Aegypten erlaubt, sich zu verteidigen — willst du das deinem Weibe verweigern?“

„Also Gerechtigkeit verlangst du?“ fragte Anstruther kalt, ohne sie anzusehen.

„Nicht Gerechtigkeit, aber Gnade, um Gottes willen!“ flehte sie.

„Sprich,“ sagte er heiser, „meinst du, ich wollte mein eignes Herz auch brechen? — Du weißt, wie sehr ich dich liebe, — sage mir alles!“

„Alles — alles, Gerard! Es ist meine letzte Hoffnung, mir meines Gatten Liebe zu erhalten. — Ich hatte immer die Absicht, es dir anzuvertrauen, einst, in der fernen, glücklichen Zukunft, die jetzt, vielleicht für immer, für mich dahin ist, wenn Jahre der Gemeinschaft und des Nebeneinandergehens dir gezeigt haben würden, daß dein Weib bereute — aber jetzt — vielleicht wirst du mir nie verzeihen. — Du hältst mich vielleicht nicht für würdig, dein Weib zu sein. O, möge Gott dein Herz der Gnade öffnen! Hab' Mitleid mit mir, Gerard, denke daran, wie heiß ich dich liebe — brich mir das Herz nicht!“ und als sie dies sagte, fing die junge Frau an zu stammeln und zu zittern und in tiefster Verzweiflung zu schluchzen.

Enid, die den Anblick kaum noch zu ertragen vermochte, trat zu Barnes. „Um's Himmels willen,“ bat sie, „mach dem ein Ende, es ist zu grausam!“

„Ich nicht!“ antwortete er düster. „Es ist die letzte Möglichkeit, ihr Glück zu retten. Wenn dein Bruder ihr nicht heute abend vergibt, so thut er es nie. — Sagen Sie Ihrem Gatten alles!“ fügte er, sich an Marina wendend, eindringlich hinzu.

„Alles? Auch von meinem Gelübde? — Vom Lazarett? Daß ich ein Engel des Todes war, als er mich für einen Engel der Barmherzigkeit hielt?“ stöhnte sie.

„Engel des Todes?“ rief Anstruther mit einem Schatten von Zärtlichkeit in der Stimme. „Im Lazarett? Nein, nein! Dort warst du eine Heilige auf Erden. Nicht von deinen eignen Lippen würde ich es glauben, daß das Wesen, welches mich so barmherzig, so göttlich, mit so unsäglichem Erbarmen und so echt weiblicher Hingebung pflegte, etwas anderes als ein Engel des Lichts war! Im Lazarett! — Dort habe ich gelernt, dich zu lieben!“ Dabei richtete er einen Blick auf seine junge Frau, der ihr sagte, daß sein Herz auch jetzt noch ganz ihr gehöre. Dieser Blick erschreckte Marina, statt sie zu ermutigen, denn er zeigte ihr die Größe der Liebe dieses Mannes, die sie durch das Bekenntnis dieser Nacht vielleicht verlieren sollte.

„Du hältst mich für einen Engel,“ rief sie wild. „O Himmel! Wenn du alles weißt, wirst du mich für einen Teufel halten. Ich kann nicht — ich wage nicht, dir alles zu sagen. — Du wirst mir nie verzeihen!“

„Ist es so schlimm?“ stöhnte Edwin — und Barnes konnte sehen, wie des jungen Mannes Finger sich in furchtbarem Seelenqual zusammenkrallten.

„Du wirst so denken, du bist Engländer, ich bin Corsin! Du bist nicht in dem Lande aufgewachsen, wo es für die heiligste aller Pflichten gehalten wird, den gewaltsamen Tod eines Familienangehörigen zu rächen; wo die alte, geachtete Sitte der Vendetta gleichsam in der Luft schwebt, die man einatmet. — Daran denke und dann verzeihe mir. — Ich liebte meinen Bruder, beinahe so, wie ich dich liebe,“ fuhr sie nach einer kurzen Pause der Sammlung fort, „und ich glaubte, das Duell sei unehrlich gewesen — Antonio gemordet. Eine echte Tochter Corsicas schwor ich an meines Bruders Leiche das Gelübde der Vendetta gegen seinen Mörder. Dies Gelübde war es, was mich nach Aegypten brachte. Es führte mich in die Lazarette, wo die verwundenen englischen Seeleute lagen, in der Hoffnung, daß ihre Fieberreden mir mein Opfer verraten würden!“

Selbst Enid zog sich bei diesen Worten von ihr zurück, und Anstruther, der sie mit verblüfftem Entsetzen betrachtet hatte, brach in ein schauerliches Lachen aus.

„Das also war das Nonnengelübde der Barmherzigkeit,“ rief er, „um deswillen ich das Mädchen, welches ich liebte, nur um so höher schätzte. — Beschimpfe das Weib nicht, das ich anbete — sage mir nicht, daß das Mädchen, welches ich dazu ausersehen hatte, das Weib meines Herzens zu werden, mit kaltem Blut einen Verwundeten getötet haben würde!“

Er ergriff sie am Arm und wandte sie um, so daß ihr schönes Antlitz ihm zugekehrt war, und blickte wild in ihre verzweiflungsvollen Augen.

„Bei allen Heiligen!“ murmelte er. „Ich glaube dir nicht, wenn du es thust!“

„Nein, nein, o nein! Ich betrat das Lazarett nur, um den Mörder zu entdecken, nicht um ihn zu töten! Das hätte ich nicht gekonnt!“ schrie Marina entsetzt. „Frage die Sterbenden, deren letzte Atemzüge ich leichter gemacht habe; frage die, welche meine Pflege dem Leben wiedergewonnen hat, und sieh, ob ich nicht besser war, als mein Gelübde. Ich suchte meinen Feind, aber ich bemitleidete, pflegte und versorgte die übrigen — sie liebten mich! Ließ ich die Fiebernden vergeblich nach Wasser rufen — bin ich vom Lager derer, welche von der Pest ergriffen waren, geflohen? Du, mein Gatte, warst einer meiner Pfleglinge, — du weißt es! — Sage, waren die Hände, die in Aegypten über deinem Lager walteten, Hände der Liebe, oder des Hasses?“

„Die Hände eines Engels! Ganz Barmherzigkeit! Ganz Liebe!“ antwortete Edwin mit Thränen in den Augen und in der Stimme. „Und wenn ich dich trotzdem von kaltem, vorbedachtem Mord sprechen höre, dann frage ich mich, bin ich wahnsinnig, oder bist du es?“

„Aber ich habe bereut! Aus Liebe zu dir hatte ich meinem Gelübde entsagt, bis jener Teufel in Menschengestalt mich hierher brachte,“ rief Marina, nach dem Vorhang zeigend, hinter welchem Danellas Leiche lag. „Er führte mich zurück zu den Sitten und Ueberlieferungen meines Geburtslandes, er machte mich zum Gespötte meiner Nachbarn,

weil ich vergeben hatte. Heute, an meinem Hochzeitstage, mußte ich tief beschämt mein Haupt senken vor den Hohnreden der Freunde meiner Kindheit, weil ich nicht morden wollte. Und heute abend, als alle Eindrücke des Tages mich wieder zur Corfin und einer Wilden gemacht hatten, da kamen Danella und Tomasso und bewiesen mir, daß du, mein Gatte, den Bruder meiner Liebe gemordet habest. Sie zwangen mir den Dold in die Hand, und einige kurze Augenblicke war ich toll! — Das ist alles! — Vergib mir, — ich war wahnsinnig!”

Als Marina hier, vor Schwäche und Elend keuchend, innehielt und sie mit Augen anblickte, die um Mitleid flehten, da sahen die andern drei einander mit einem furchtbaren Gedanken an, den niemand auszusprechen wagte. Anstruther stammelte etwas undeutlich vor sich hin; dann schritt er mit verzweifelterm Entschluß und doch mit einer gewissen unheimlichen Scheu zu seiner Frau und zeigte auf den Vorhang, der Danellas Leiche verbarg. „Wer hat ihn getödet?“ ächzte er mit blassen, zitternden Lippen.

Als er diese Frage that, zuckte Marina zusammen, als ob sie einen Schlag empfangen hätte. „Ich nicht!“ — stieß sie atemlos hervor, „so wahr ein Gott im Himmel lebt, ich nicht! — Es war Tomasso!”

„Dem Himmel sei Dank!“ sprach Edwin mit einem Seufzer der Erleichterung, aber nun geschah etwas Unerwartetes. Marina war wie verwandelt. Mit blitzenden Augen stand sie vor ihrem Gatten. „Sieh mir ins Angesicht, wenn du nach dieser Frage den Mut dazu hast,“ rief sie in vorwurfsvollem Ton. „Ich — dein Weib — deine Braut, hätte im Hinterhalt gelegen, um dich zu morden und aus Irrtum Danella getroffen — das war's, was du fürchtetest — das ist es, was mein Gatte von mir denkt? Als ich die Schritte kommen hörte, da dachte ich nicht an meinen Vendettaschwur, sondern an das Gelübde, welches ich heute morgen an Gottes Altar gethan habe. Der Dold, den mir Tomasso in die Hand gedrückt, zu deiner Verteidigung erhob ich ihn und zückte ihn gegen ihn. Hier sieh! Die Spuren seines Griffs an meinem Hals, als ich um dein

Leben mit ihm rang. — Sieh sie dir an, sie rufen Schande über dich!"

Der Anblick der blauen Spuren der grausamen Hand Tomassos entfernte den letzten Rest von Härte aus Edwins Herzen. Sie erfüllten ihn mit Reue und die ganze Zärtlichkeit für das arme Mädchen, welches in seiner Hilflosigkeit für sein Leben gekämpft hatte, erwachte wieder.

"Für mich? Um meinetwillen!" schluchzte er. "Ver-  
gieb mir!"

"Und du glaubst, ich hätte dich morden wollen," fuhr sie zornig fort, ohne seine Worte zu beachten. "Ich ver-  
teidige mich nicht mehr, ich bin zu schwach! — Als du schwach  
warst, da schützte ich dich, als du angegriffen werden solltest,  
da verteidigte ich dich, und jetzt, in meiner äußersten Not,  
nach den furchtbaren Seelenqualen, welche diese Nacht mir  
gebracht hat — wendet sich das Herz, das an dem meinen  
schlagen mußte, von mir. Mein Bräutigam hat mich ver-  
lassen! — Ich liebe dich, Edwin! — Das ist alles! —  
Grausam, wie du bist — ich liebe dich — ich — ver-  
gebe dir!"

Ein Strahl unsäglichem Erbarmens und göttlicher Zärt-  
lichkeit brach aus Marinas Augen und traf den Mann, der  
sie so leiden ließ. Sie schwankte und würde zu Boden ge-  
stürzt sein, wenn Anstruther sie nicht in seinen Armen auf-  
gefangen hätte. An seinem Herzen liegend, verklärte ein  
seliges Lächeln ihre Züge. "Mein Gatte!" seufzte sie leise  
und dann wurde sie bewußtlos wie der Tod.

Anstruther war außer sich. Er bedeckte ihre Lippen  
mit Küssen, die nicht erwidert wurden, er flehte um Ver-  
zeihung und flüsterte Liebesworten in das Ohr, das ihn nicht  
hörte. Als er sah, daß seine Versuche, sie zum Leben zurück-  
zurufen, nichts fruchteten, rief er Barnes: "Rasch! Sag  
mir, daß sie nicht tot ist. — Hab' ich das beste Herz, das die  
Erde trägt, gebrochen?"

Ehe der Amerikaner antworten konnte, stand Enid an  
ihres Bruders Seite und versetzte ihm, echt weiblich, zwei  
scharfe Stiche. "Das ist recht!" sprach sie, mit scharfer  
Stimme. "Schäme dich! Deine Grausamkeit hat deine Braut

ohnmächtig gemacht! Das ist so recht Männerart! Vorhin, als sie dich darum bat, da würden deine Zärtlichkeiten deiner Frau gut gethan haben, jetzt nützen sie nichts. Gib mir das liebe Geschöpf. Ich will sehen, ob meine Liebe meines Bruders Grausamkeit wieder gutmachen kann."

"Sie bleibt hier!" entgegnete Edwin jedoch entschieden.

"Und das ist genau der Ort, der am besten für sie ist," stimmte Barnes zu.

Nun wandte sich Miß Anstruther gegen ihn. "Du bist mir ein schöner Doktor," sagte sie mit einem spöttischen Lächeln. "Du gestattest, daß mein Bruder deine Patientin zu Tode quält!" Aber Barnes, der sich über Marina gebeugt hatte, war voll Hoffnung. "Bah! Das Glück tötet nicht. Sie fühlte, daß deine Arme sie umfaßt hielten, Edwin, ehe sie ohnmächtig wurde. Ihr letzter Seufzer war ein Seufzer des Glücks, nicht der Verzweiflung. Das ist viel, sehr viel wert. — Nun möchte ich einige Worte sagen, ehe deine Frau wieder zum Bewußtsein kommt. Ich habe der Sache ihren Lauf gelassen, weil ich wußte, daß diese Erklärung kommen mußte, ehe ihr, du und deine Frau, glücklich sein konntet. Als Arzt hätte ich Einhalt gebieten müssen, als Freund gestattete ich den Fortgang. Das ist nun vorbei und ich bin wieder Arzt."

"Als mein Arzt bring' sie mir zum Bewußtsein."

"Jetzt nicht!"

"Jetzt nicht?" fragte Enid überrascht.

"Das habe ich gesagt," entgegnete Barnes. "Wenn deine Frau die Augen wieder aufschlägt, darf sie nicht mehr in diesem Zimmer und, wenn möglich, nicht mehr in diesem Hause sein. Sie hat heute abend mehr durchgemacht, als viele Menschen in ihrem ganzen Leben durchmachen. Aber sie besitzt Jugend, Gesundheit und Kraft und ich habe das Vertrauen zu dir, daß sie auch Glück finden wird, und das wird sie befähigen, den Kampf gegen die schlimmen Wirkungen der tiefen Erschütterungen, die sie eben erfahren hat, zu bestehen."

"Alles Glück, was meine heiße Liebe und Zärtlichkeit ihr schaffen kann, soll ihr werden," entgegnete Edwin innig.

„Das wird reichlich sein,“ fuhr Barnes ernst fort. „Aber höre, was ich dir sage,“ — hier nahm seine Stimme einen gebieterischen Ton an — „unter keinen Umständen darfst du deiner Frau von der Seite gehen, ehe ich dir die Erlaubnis dazu gebe. Wenn sie dich nicht beim Erwachen sieht, wird die Erinnerung zurückkommen. Deine Abwesenheit würde sie beängstigen und sie würde vielleicht wieder die nahenden Schritte hören — davor muß deine beständige Anwesenheit sie bewahren. — Trage sie nach Enids Zimmer. Wenn deine Frau erwacht, muß sie deinen Arm fühlen und dein Gesicht sehen und halte dich bereit, in fünfzehn Minuten dies Haus zu verlassen.“

Bei diesen Worten blieb Edwin, der im Begriff war Marina fortzutragen, stehen. „Dies Haus verlassen — wohin?“ fragte er.

„Nach Ajaccio — und dann weiter nach England!“

„Marina ist zu schwach zum Reisen.“

„Sie muß reisen. Ich muß deine Frau morgen früh von Corsica fortschaffen, fort von allem, was sie an die Vendetta erinnert. Keine Anstrengung kann ihr so viel schaden, als die Erinnerung. Ueberlaß nur alles mir; ich bin dein Arzt und verlange Gehorsam,“ sagte Barnes, zu Marina tretend und sie mit ernstem Gesicht betrachtend.

„Thu, was du willst, wenn du sie mir nur erhältst. Das ist alles, was ich verlange, rette sie für mich!“ stöhnte Anstruther, das reizende bewußtlose Geschöpf, das in seinen Armen lag, besorgt und innig ansehend.

„Gut — ich werde alle Anordnungen treffen. Binnen kurzem wird ein Wagen für euch vor der Thüre stehen. Du hast weiter nichts zu denken, als deine Frau wissen und empfinden zu lassen, daß du lebst und sie liebst — Enid und ich besorgen das übrige, nicht wahr, mein kleines Mädchen?“ sagte Barnes sehr zärtlich zu seiner Geliebten, als er mit seinen Blicken dem seine Frau aus dem Zimmer tragenden Edwin folgte. „Wie groß würde meine Verzweiflung sein, wenn meine Liebe in solcher Not wäre, wie die seine,“ war sein Gedanke.

In seinem Gesicht lag etwas, was Enid ängstigte.

„Du fürchtest?“ sagte sie flüsternd, zu ihm tretend und ihre Hand auf seinen Arm legend.

„N—n—nein!“ erwiderte er nachdenklich. „Ich habe große Hoffnung, daß es mir gelingen wird, einer Gehirn-entzündung vorzubeugen. Aber nicht ein Wort davon zu deinem Bruder!“

Enid überraschte ihn mit einem Blick der Bewunderung. „Was für ein Doktor du bist! Was für ein Offizier würdest du geworden sein! Du gibst deine Befehle, als ob du im Gefecht ständest.“

„Ja, das Krankenzimmer ist das Quarterdeck des Arztes,“ entgegnete Barnes. „Aber nun an die Arbeit!“ und er gab Enid rasch einige Anweisungen über die Sachen, die sie für Marina und ihren eignen Gebrauch mitnehmen sollte. Das eigentliche Gepäck mußte zurückbleiben, bis es sein Diener später abholen konnte. Die Hauptsache war jetzt, die Kranke aus Corsica wegzuschaffen, fort von den Erinnerungen und Eindrücken dieser furchtbaren Nacht.

„Wenn ich nur Marina bis dahin im Schlafe erhalten könnte, dann wäre viel gewonnen. Ich gäbe viel, wenn ich etwas Narkotisches hätte!“

Während er das sagte, drang das Getrappel vieler Pferdehufe von der Allee vor dem Hause zu ihm, und er hörte bald darauf das Klappern von Säbeln und sporenflirrende Schritte auf der Veranda.

„De Belloc!“ rief er. „Ich will sehen, was er für mich thun kann.“ Dann verließ er das Gemach, um den Offizier aufzusuchen.

Als Miß Anstruther nach ihrem Zimmer ging, um den Auftrag auszuführen, den er ihr gegeben hatte, sah sie Barnes in eifrigem Gespräch mit einem Offizier auf der Veranda. Er erklärte de Belloc hastig die Sachlage und dieser erteilte einem Unteroffizier den Befehl, mit einigen Chasseurs Tomasso zu verfolgen und zu verhaften.

„Wenn ein Corse einen Mord begangen hat, flieht er in der Regel in die Berge und wird Bandit,“ bemerkte er. „Wir wollen diesen Herrn fangen, ehe er sich zu einem ausgewachsenen Fra Diavolo entwickelt hat.“

Inzwischen war auch die Dienerschaft des Grafen durch die Ankunft des Militärs geweckt worden und einzelne davon kamen zum Vorschein. Mit einer Mischung von Schreck und Zorn nahmen sie die Mitteilung von dem Geschick ihres Herrn entgegen, und wenn de Bellocs Reiter nicht dagewesen wären, hätte die Nacht noch ein zweites Trauerspiel sehen können, denn Danella war gegen seine Diener ein gütiger Herr gewesen und sie stießen schlimme Drohungen gegen die Fremden aus, als sie den Leichnam ihres Herrn erblickten. Barnes ließ ihnen indes nicht viel Zeit zum Denken und Ränkeschmieden. Von einigen ließ er das Gepäck herauschaffen, das sie mitnehmen mußten, andre schickte er nach den Ställen, um einen Wagen zu bespannen, was mit Hilfe einiger Kavalleristen, die mit Schnallen und Riemen gewandt umzugehen wußten, bald geschehen war. Während dies vor sich ging, hatte Barnes von einem der Diener in Erfahrung gebracht, daß der Priester seinen Gemeindegliedern in Erkrankungsfällen Hilfe leiste und einen kleinen Vorrat von Arzneimitteln besitze. Er schwang sich auf sein Pferd, sprengte in das Dorf und weckte den guten alten Mann aus dem Schlummer. Als er ihm mit einigen eiligen Worten erzählt hatte, was der Braut, die er am Morgen in der Kirche gesegnet, zugestoßen sei, erhielt er das gewünschte Markotikum und kehrte damit zum Herrenhause zurück.

„Wenn Marina zur Besinnung kommt,“ sagte er zu Enid, als er ihr es einhändigte, „und sie erscheint glücklich und überzeugt, daß ihr Gatte bei ihr ist, dann gib ihr dies in einer Dosis, wenn nicht, dann laß den Wagen halten, bis ich euch einhole.“

„Gehst du denn nicht mit uns?“ fragte Enid.

„Ich folge euch auf dem Fuße mit de Belloc.“

„Du hast zwei Tage lang keine Ruhe gehabt, du wirfst dich umbringen. Um meinetwillen, setze dich mit in den Wagen.“

„Es ist kein Platz da. Dein Bruder, seine Frau, du und dein Mädchen füllen ihn vollständig.“

„Die Thompson kann zurückbleiben. Meinst du, ich könnte nicht ohne sie fertig werden?“

„Durchaus nicht. Aber allein, unter allen diesen Corsen, nach dem, was vorgefallen ist — das Mädchen könnte vor Angst sterben.“

„Burton, du denkst an alle, nur nicht an dich,“ rief Enid mit einem Blick, der ihn sehr glücklich machte.

Gleich darauf trug Anstruther seine noch immer bewußtlose Braut in den Wagen. Nachdem er dafür gesorgt hatte, daß seine Kranke für die Reise so behaglich als möglich untergebracht war, und nachdem er seinen Schatz in eine Extradecke eingewickelt, gab Barnes dem Kutscher, neben dem einer von de Bellocs Reitern Platz genommen hatte, das Zeichen zur Abfahrt und der Wagen setzte sich in Bewegung, Enid und ihr Mädchen auf dem Rücksitz und Edwin mit Marina in den Armen ihnen gegenüber.

Barnes und de Belloc mit seinen Chasseurs folgten in kurzer Entfernung. So zog die ganze Gesellschaft das Thal der Gravona hinab, deren weiße Wellen unheimlich schön im Lichte des Mondes neben ihrem Pfade schäumten.

Ein- oder zweimal blickte der Offizier den Amerikaner scharf an. „Seit wie lange haben Sie nicht geschlafen?“ fragte er nach einem solchen Blicke.

„Etwa achtundvierzig Stunden,“ erwiderte Barnes. „Geben Sie mir eine Cigarre, wenn Sie welche bei sich haben, de Belloc. Ich habe meine letzte Cigarre schon lange geraucht und ich glaube, ich werde es aushalten können, wenn ich rauche.“

„Diable! Sie thun viel für einen Freund,“ antwortete der Franzose, seine Cigarrendose hervorziehend. „Sie sind wohl in die schöne Engländerin, seine Schwester, verliebt? Darf man gratulieren?“

„Das dürfen Sie,“ sagte Barnes, sich eine Havana anzündend. „In einem Monat heiraten wir!“

„Ah!“ murmelte der Offizier, etwas traurig. „Auch ich habe einst geliebt,“ und sein Schnurrbart zuckte einen Augenblick nervös. Still rauchend ritten sie eine Weile weiter, als de Belloc sein Pferd plötzlich anhielt. „Still!“ rief er. An dem fernen Bergabhang bligten einige Schüsse auf und ihr Knall erreichte das Ohr der Reiter. Eine

halbe Stunde später kam die zur Verfolgung Tomassos abgesandte Abteilung im Galopp angesprengt.

„Wo ist Ihr Gefangener?“ fragte de Belloc scharf den dieselbe befehligen den Sergeanten.

„Wir haben ihn zurückgelassen,“ erwiderte der Mann, vorschriftsmäßig grüßend.

„Tot?“

„Zu Befehl!“

„Ich hatte befohlen, ihn wo möglich lebendig einzuliefern,“ entgegnete der Offizier streng.

„Er wollte sich nicht ergeben. Er schoß auf uns und hat einen der Leute verwundet.“

„Dann war's nicht zu vermeiden. Sie können eintreten, Sergeant,“ und sich zu Barnes wendend, fuhr er fort: „Das wird es Ihrer Gesellschaft leichter machen, Corsica zu verlassen. Es wird nun keine Untersuchung geben. Machen Sie nur, daß Sie von der Insel fortkommen, ehe ich meinen Bericht an die Civilbehörde einreiche; dann ist alles in Ordnung.“

„So Gott will, kommen wir noch heute vormittag fort,“ erwiderte Barnes, denn es war jetzt Mitternacht vorüber. „Bitte, geben Sie Ihren Leuten Anweisung, nicht in Hörweite meiner Begleiter von Tomassos Tod zu sprechen,“ fuhr er nach einer Weile fort. „Sie haben Schreck genug für eine Nacht gehabt.“

„Gern,“ war die Antwort und er erteilte die nötigen Befehle.

Etwa um dieselbe Zeit bog sich Edwin in dem Wagen, Marina in den Armen haltend, zu seiner Schwester hinüber. „Sie ist bei Bewußtsein,“ flüsterte er, und als ob sie seine Worte bestätigen wollte, murmelte seine Braut: „Meines Gatten Stimme! — Er lebt! Mein Traum ist Wirklichkeit!“ Dann blickte sie erstaunt umher. „Wo sind wir? Wohin fahren wir?“

„Bei mir, Liebste, wir gehen nach England,“ antwortete Anstruther zärtlich.

„Fort von hier? — In meines Gatten Armen? — Wie glücklich bin ich!“ entgegnete sie und sank dann wieder

in sanften Schlummer, denn Enid hatte Barnes' Anweisung befolgt und ihr das Schlafmittel gereicht. Aber ehe ihr dies die so nötige Ruhe wieder brachte, vergoß Edwin noch eine Thräne über seine Geliebte, denn er fühlte, wie ihre Hand sein Herz suchte, und er hörte, wie sie leise flüsterte: „Es schlägt! Mein Gatte lebt!“

Als sie in den Strahlen der aufgehenden Sonne durch die stille Hauptstraße von Ajaccio fuhren, schlief sie an seiner Brust, friedlich, wie ein Kind.

Ein strahlender, wolkenloser, blauer Himmel wölbte sich über dem Mittelländischen Meere. Barnes, der hinter dem Wagen ritt, blickte schläfrig über die Bucht und sah, wie der fällige Dampfer von Marseille gerade in den Hafen einlief. Sofort war er munter und wenige Minuten später stand er in dem Geschäftszimmer der Dampfboot-Gesellschaft in unmittelbarer telegraphischer Verbindung mit der Direktion in Marseille. So kam es, daß, als das Boot kaum an der Landungsbrücke angelegt hatte, der Amerikaner an Bord erschien und den Kapitän dadurch in das maßloseste Erstaunen versetzte, daß er ihm eine Depesche vom Direktor der Gesellschaft zeigte, durch welche er angewiesen wurde, Fracht und Passagiere auszushippen und mit Barnes und seiner Gesellschaft nach Marseille zurückzufahren.

„Der Direktor ist verrückt!“ rief der Schiffer. „Ich muß noch andre Häfen anlaufen!“

„Auf dieser Fahrt nicht,“ war Barnes' zuversichtliche Antwort. „Die Dame, die sich bei uns befindet, ist zu krank, um zu warten.“

„Nun, es kann doch nicht Menschenfreundlichkeit sein, was diesen tollen Befehl veranlaßt hat,“ meinte der Kapitän, der sich nicht von seinem Erstaunen erholen konnte. „Was kann sie nur bewogen haben?“

„Die Macht des amerikanischen Goldes!“ lachte Barnes vergnügt, denn seine Kranke, wenn auch immer noch schwach, befand sich sonst wohl und er war sehr glücklich.

Der Kapitän begab sich nach dem Bureau und ließ sich dort die Depesche bestätigen. Zwei Stunden später dampfte

sein Schiff wieder aus dem Hafen von Ajaccio hinaus, mit Marina, Edwin, Enid und Barnes an Bord.

Anstruther hatte seine Frau, die noch immer schlief, in die Kajüte hinabgetragen, der Amerikaner blickte über die Brüstung nach dem kleinen Wirtshaus Il Pescatore, welches in der Ferne verschwand, und dachte an all das Elend und die Sorgen, welche das Duell, das dort auf dem Strande ausgefochten worden war, hervorgebracht hatte, als Enid an seine Seite trat. „Jetzt, wo Corsica hinter uns liegt, je rascher Marina erwacht, um so besser,“ sagte er.

„Ich wollte dir gerade sagen, daß sie ihre Augen geöffnet hat und mit ihrem Mann spricht,“ antwortete sie.

„Irgend welche Wahnvorstellungen? Spricht sie von nahenden Schritten?“ fragte Barnes ängstlich, eine Cigarette, die er eben anzünden wollte, über Bord schleudernd.

„Nein. Keine Spur!“

„Dem Himmel sei Dank!“

„Nur ihre Augen verlassen Edwin nie. Die Art, wie sie ihm folgen, ist rührend — sie brachte mich zum Weinen. Als ich fortging, sagte sie zu mir: ‚Denke nur, wenn ich ihn verloren hätte, meinen Unschuldigen, den zu morden sie mich zu überreden suchten.‘“

„Alles in Ordnung,“ sprach Barnes. „Darin liegt Vernunft. Ich gehe jetzt zu Bette.“

„Ich dachte, du würdest deine Kranke gern sehen wollen,“ meinte Enid etwas erstaunt, daß er die Sache so leicht nahm.

„Nein. Wenn sie mich jetzt sähe, so würde das Erinnerungen wecken, und ich wünsche, daß sie zunächst vergißt. In einigen Tagen wird sie wohl sein. O, wie schläfrig ich bin,“ entgegnete Barnes, ein gewaltiges Gähnen unterdrückend.

„Du mußt also nichts für Marina verschreiben!“

„O, natürlich! Ich würde ein armseliger Doktor sein, wenn ich nichts verschriebe,“ antwortete der junge Mann. Er ging rasch fort, kam aber nach wenigen Minuten zurück. „Ich bin der Doktor, du mußt die Krankenpflegerin sein. Geh hinunter und sieh darauf, daß die Kranke die Medizin nimmt, die ich verordnet habe.“

„Und was ist das?“

„Ein gutes, kräftiges Frühstück!“ erwiderte Barnes.  
„Du kannst nachher kommen und mir Bericht erstatten, ob sie es genommen hat.“

Nach einer halben Stunde kehrte Enid lachend zurück.  
„Doktor,“ sagte sie, „deine Kranke ist furchtbar hungrig, deine Diagnose war wahrhaft genial.“

Die einzige Antwort, welche sie darauf erhielt, war ein volltönendes Schnarchen, und als sie näher zusah, entdeckte sie, daß Barnes, der auf einer Bank lag, fest schlief. Lächelnd betrachtete sie ihn eine Weile. „Was für eine liebe Vogelscheuche!“ murmelte sie. Barnes hatte seine Kleider nicht gewechselt, seit er Paris verlassen hatte, und als er jetzt mit unrasiertem Gesicht, wirrem Haar und weit offenem Munde, im Schlaf tiefer Erschöpfung da lag, bot er wirklich ein scheußliches Bild dar. Enid aber sah nur die tiefen Linien der Sorge, die Falten und den verstörten Ausdruck, die diese letzten drei Tage in dem Gesicht, das sie liebte, hervorgerufen hatten. „Seine Ermüdung, seine Sorge, alles für mich!“ murmelte sie halblaut.

Und obgleich selbst von der Nachtreise angegriffen und ermüdet, setzte sie sich leise neben ihn und machte aus ihrem Schoße ein weiches Kissen für seinen Kopf. Lange, lange saß sie so und bewachte seinen Schlummer. Endlich wurde er unruhig und seine Lippen bewegten sich. Sie konnte hören, wie er mit den Matrosen der Feluke sprach, und sie sah, wie er im Traum noch einmal mit den Schwierigkeiten der Reise kämpfte. „O Gott! Einen kleinen Lufthauch, der mich rechtzeitig nach Corsica bringt, um meine Enid zu retten!“ rief er zuletzt. Thränen füllten ihre Augen und strömten über ihre Wangen. Sie beugte ihren Kopf über ihn und flüsterte süße Worte in sein Ohr. Als er aber fortfuhr zu stöhnen und im Schlafe zu sprechen, erfaßte sie ein furchtbarer Schreck und sie wurde totenbleich. Von der Angst übermannt, weckte sie Barnes auf.

„Enid, warum weinst du? Ist unten etwas nicht in Ordnung?“ rief dieser, als er zur Besinnung gekommen war.

„Nein,“ antwortete seine Geliebte, mit einem Seufzer

der Erleichterung. „Ich — ich — o, Burton, du machtest so viel Lärm im Schläfe, daß ich glaubte, die Gehirnentzündung, welche du für Marina fürchtetest, habe dich befallen, und deshalb weckte ich dich auf — und nun habe ich dir deine Ruhe geraubt.“

„Ich habe für jetzt genug — ich muß an die sechs Stunden geschlafen haben, es ist ja schon beinahe ganz dunkel,“ sagte Barnes, sich aufrichtend und um sich blickend. „Du hast meinerwegen Angst gehabt?“ fragte er, Enids Hand ergreifend.

„Angst gehabt? Meinst du, ich könnte es ertragen, wenn dir jetzt etwas zustieße?“

„Bin ich im Wert gestiegen?“

„Ungeheuer! Was wäre aus uns allen geworden, wenn wir dich letzte Nacht nicht gehabt hätten? Einen Doktor, der Vernunft hat!“

„Einen Doktor ohne Diplom und Praxis!“

„O, du hast jetzt eine Kranke. Edwin sagte heute morgen, daß er mich dir als Honorar für ärztliche Bemühungen übergeben wolle.“

„Wirklich?“ meinte Barnes. „Ob er wohl das Honorar bar bezahlen würde?“

„Bar? Was meinst du?“

„Ich meine,“ erwiderte der junge Mann langsam, „daß ein Monat eine sehr lange Zeit ist.“

„O, wenn du darauf anspielst und wenn du den Mut hast, so will — so will — ich — dich heiraten, sobald wir in England angelangt sind.“

„Abgemacht!“ rief Barnes. „Möge der Himmel mich strafen, wenn ich dir je Veranlassung gebe, es zu bereuen.“

Und dann saßen sie lange Hand in Hand und blickten nach der kleinen Wolke am Horizont hinüber, als die sich ihnen das in der Dämmerung verschwindende Corsica darstellte, bis Edwin Marina an Deck brachte. Sie war sehr blaß, aber schön wie immer, und wenn auch ihre großen Augen jeder Bewegung ihres Gatten folgten, so lag doch nichts als Glück und Befriedigung darin. Anstruther schritt

auf Barnes zu, ergriff seine Hand und schüttelte sie gewaltig. „Gott segne dich!“ sagte er mit erstickter Stimme, seine Frau anblickend. „Ich glaube, wenn du nicht gewesen wärest, hätte meine Braut gestern abend den Verstand verloren!“

„Sprich nicht davon,“ erwiderte Barnes, „ich werde das größte Honorar empfangen, welches je ein Doktor erhalten hat, und ich bin damit zufrieden.“

Edwin sah ihn erstaunt und fragend an, bis Enid sagte: „Mein lieber Bruder, in drei Tagen bin ich das glücklichste Mädchen der Welt!“

„Eine eigentümliche Bezeichnung für Mrs. Barnes von New York!“ sagte der Amerikaner lachend.

Ende.

APR 24 1922



## Vierter Jahrgang.

**Eine neue Judith.** Von G. Rider Haggard. Aus dem Englischen. 2 Bde.

Ein farbenantes Bild südafrikanischen Lebens voll Mut und elementarer Leidenschaft.

**Schwarz und Rössig.** Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.

Der berühmte Verfasser des „Hüttenbesitzer“ bietet uns hier zwei geistvolle Romane, die sich seinen früheren Schöpfungen würdig anreihen.

**Das Tagebuch einer Frau.** Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.

Ein wahres Meisterwerk hat Feuillet in diesem Roman geschaffen, der einen überaus fesselnden Stoff in vollendeter Form zur Darstellung bringt.

**Jahre des Gärrens.** Von Ernst Remin. 2 Bände.

Ein hochgestimmtes, frisch aus der Gegenwart heraus geschriebenes Buch, in welchem sich eine ganz ungewöhnliche Gestaltungskraft und ein gesunder Humor offenbaren.

**Gute Kameraden.** Von J. Lafontaine. Aus dem Französischen.

Mit warmer Empfindung und beglücktem Humor wird in dieser überaus anmutigen Geschichte die ideale Bedürfnislosigkeit eines vierblättrigen Künstlerlebens geschildert, das, auf das Pariser Straßensystem geworfen, sich durch kameradschaftliches Zusammenhalten zu Stellung und Anerkennung emporringt.

**Die Töchter des Commandeurs.** Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.

Die bekannten Vorgänger skandinavischen Erzählerschule: scharfe Beobachtung, realistische Schilderung und Gemütsstärke offenbaren sich aufs glänzendste in diesem ergreifenden Roman, der darin ein frappantes Bild der gesellschaftlichen Zustände seiner norwegischen Heimat vor dem Leser entrollt.

**Bitä.** Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.

In Bitä beleuchtet Malot mit tiefer Menschenkenntnis das Problem, ob sich die Stellung einer Bühnenkünstlerin mit den häuslichen Pflichten der Gattin in Einklang bringen läßt.

**Die Erbschaft Xenias.** Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.

Gréville, dem unsere Sammlung schon mehrere mit größtem Beifall aufgenommene Bände verdankt, bietet hier einen Roman von hohem Ernst und ergreifender Schicksalsführung.

**Kinder des Südens.** Von Rich. Vogt.

Zwei echte Perlen sind diese fein beobachteten poetischen Geschichten aus dem römischen Volksleben, mit dem Vogt wie kaum ein zweiter vertraut ist und dem er immer neue und originelle Züge zu entnehmen weiß.

**Daniela Cortis.** Von A. Sogazzaro. Aus dem Italienischen. 2 Bände.

Das durch und durch ungewöhnliche Werk eines vornehmen Geistes, in welchem Realismus und Idealismus zu harmonischer Einheit verschmelzen, ausgezeichnet durch Adel der Sprache, Stolz der Gesinnung, innere Wahrheit und festgefügte, gedungenen Aufbau. Ein Buch von bleibendem Wert.

**Die Herz-Neune.** Von B. L. Sarjeon. Aus dem Englischen.

Um auch Lesern mit höheren Ansprüchen zu genügen, muß ein Kriminalroman sehr gut und originell geschrieben sein. Dies ist ein solcher.

**Sie will.** Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Dieser Roman zählt zum Besten, was Ohnet geschaffen. Blendende Bilder aus dem Pariser Gesellschaftsleben wechseln mit hochdramatischen Szenen in reicher Fülle. Die Charakterzeichnung ist meisterlich.

**Die Kinder der Exzellenz.** Von Ernst von Wolzogen.

Mit diesem von frischem Humor sprudelnden Bande eröffnen wir eine Reihe von Romanen, in welchen Ernst von Wolzogen den deutschen Adel der Gegenwart in seinen typischen Vertretern und in seinem Verhalten zu den treibenden Ideen der Zeit zu schildern versucht will.

**Um den Glanz des Ruhmes.** Von Salvatore Sarina. A. d. Italien.

Ein neues Buch von Sarina bedarf keiner Empfehlung; hat er doch längst, wie kaum ein anderer Ausländer, das Bürgerrecht im Herzen deutscher Leser erworben.

**Der Nabob.** Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 3 Bände.

Die überaus beifällige Aufnahme, welche Daudets „Promont junior und Risler senior“ bei unseren Lesern gefunden hat, veranlaßt uns, nun auch seinen nicht minder bedeutenden, in mancher Hinsicht noch interessanteren „Nabob“ folgen zu lassen.

**Der kleine Lord.** Von F. J. Burnett. Aus dem Englischen.

Das prächtige Aechste, welches der Held dieser einfachen Geschichte ist, hat in seiner Heimat aller Herzen im Sturm erobert. Auch bei uns wird es ihm an Freunden nicht fehlen.

**Der Prozeß Froideville.** Von André Theuriot. Aus dem Französischen.

Zwischen den staubigen Altendbüchern eines Ministeriums spielt sich dieser originelle Roman ab. Aber welche Fülle von Woesse und feinsten Beobachtung weiß Theuriots anmutiges Talent in diesen prosaischen Rahmen zu fassen!

**Stella.** Von Miss M. E. Braddon. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die sozialen Gegenätze des modernen Lebens bilden die Grundzüge dieses ansprechenden Romans, dessen Knoten die bestbezte Erzählerin mit gewohnter Fertigkeit zu schürzen und zu lösen weiß.

## Fünfter Jahrgang.

**Robert Leichfuß. Von Hans Hopen.**  
2 Bände.

Eine reichbewegte, spannende Handlung, lebensvolle, vorzüglich geeignete Charaktere und die wohlgelegene Schilderung des zwischen Paris, Berlin, Wien und Florenz wechselnden Schauplatzes im Verein mit großer Frische der Darstellung zeichnen den Hopen'schen Roman aus, den wir zum Besten zählen, was der beliebteste Verfasser geschrieben.

**Der Unsterbliche. Von Alphonse Daubet.** Aus dem Französischen.

Eine geistprübende Satire auf die französische Akademie ist Daubet's „Unsterblicher“, zugleich aber ein prächtiger, fesselnder Roman mit einer Ueberfülle von glänzenden Charakterbildern.

**Baby Dorotheas Gade. Von Ouida.**  
Aus dem Englischen.

Die englische Gesellschaft wird sich durch das Bild, welches Ouida's seine Feder in diesem Roman von ihr entwirft, nicht gerade geschmeichelt fühlen. Vielleicht ist es darum nur um so dünlicher.

**Marchesa d'Arcello. Von Memini.**  
Aus dem Italienischen. 2 Bände.

Unser wärmstes Mitgefühl wird durch diesen Roman wahrgerufen, in dem uns das Ringen und Widen eines hochherzigen Weibes in wahrhaft erschütternder Tragik vor Augen tritt.

**Was der heilige Joseph vermag. Aus dem Französischen.**

So taufrich, poetisch und dabei übermütig und neckisch wie diese einfache Erzählung hat die französische Literatur nicht vieles aufzuweisen.

**Alessa. — Keine Illusionen. Von Claire von Glümer.**

Die beiden Romane zählen zu den treffenden Bildern aus den vornehmen und wohlstehenden Kreisen, denen die Verfasserin mit Vorliebe ihre Stoffe entlehnt und welche sie mit ebensoviel Grazie wie Wahrheit und Schärfe der Charakteristik zu schildern versteht.

**Wie in einem Spiegel. Von S. C. Phillips.** Aus dem Englischen. 2 Bde.

Das ungewöhnliche Talent des Verfassers vermag es, ausgetretene Wege zu wandeln. Jede Seite seines Buches ist fesselnd und originell, und wenn er uns in die Abgründe des Lebens blicken läßt, so thut er es als lebenswürdiger Cicerone mit Geist und Grazie.

**Schnee. Von Alexander Kielland.**  
Aus dem Norwegischen.

Ein ernstes Buch von herbem und strengem Grundton, worin der große nordische Realismus noch mehr als früher sein Streben nach rückwärtsloser, ungeschminkter Wahrheit bekundet.

**Jean Mornas. Von Jules Claretie.**  
Aus dem Französischen.

Die hypnотische Suggestion und ihre Gesetze in kriminellem Sinn ist nach Claretie zur Grundlage seines mit gewohnter Meisterschaft geschriebenen Romans.

**Auf der Währte. Von J. S. Wood.**  
Aus dem Englischen. 2 Bände.

Dieses spannende Buch ist vorzüglich in seiner Art: die Charaktere sind gut gezeichnet, der Stil ist frisch und die Schilderung des Knotens eines Cabotins würdig.  
Altenäum.

**Satisfaction. — Das zersprungene Glas. — La Speranza. Von Alexander Baron von Roberts.**

Trotz großer Verliebtheit des Stoffes haben diese Romane doch ein gemeinsames Merkmal: sie sind vom gleichen echt künstlerischen Geiste getragen und bekunden denselben geläuterten Geschmack.

**Die Scheinheilige. Von Karoline Gravière.** Aus dem Französischen.

Ein eigenartiges mächtiges und vielfach fremdes Volkleben auf heiligem Boden tritt uns in dieser höchst interessanten Charakterstudie entgegen, die in ihrer sorgfältigen Durchführung und ihrem lebenswahren Realismus wohl ein „echter Niederländer“ genannt zu werden verdient.

**Doktor Kameau. Von Georges Ohnet.** Aus d. Französischen. 2 Bde.

Wie Ohnet in jeder seiner Arbeiten an die zeitbewegenden Fragen herantritt, ist es hier das Verhältnis zwischen Naturwissenschaft und geoffenbarter Religion, welches den Mittelpunkt des lebensvollen, gemüths warmen Romans bildet.

**Frau Regine. Von Emil Feschkau.**

Flott und ungezwungen schreiben die Fäden dieses Romans durcheinander, dessen Schicksalsführung so wunderbar ist, wie nur das Leben einer Millionenstadt sie hervorbringen kann.

**Zwei Brüder. Von Guy de Maupassant.** Aus dem Französischen.

Man mag sich zu der naturalistischen Richtung verhalten, wie man will, Maupassant's kraftvoller Darstellung, psychologischer Vertiefung und seinem sittlichen Ernst wird man seine Richtung nicht verlagern können.

**Mein Sohn. Von Salvatore Sarina.**  
Aus dem Italienischen. 2 Bände.

Diese anspruchsvollen, vom Genuß sinniger Poesie durchwehten Blätter, in welchen Sarina's Gefühlswärme und seine Beobachtungsgabe, sowie sein lebenswahrer Humor miteinander um die Palme ringen, haben seinen Ruhm durch alle Länder getragen. Wo Vaterstolz und Mutterglut eine Stütze haben, wird das reizende Buch offene Herzen finden.

**Dofia's Tochter. Von Henry Gréville.**  
Aus dem Französischen.

Von vielen Verehrern von Gréville's Weib Dofia wird es gewiß willkommen sein, auch deren Tochter kennen zu lernen, und wir können dieselben versichern, daß die Bekanntschaft sie nicht gereuen wird.

**Der Lotse und sein Weib. Von Jonas Lie.** Aus dem Norwegischen.

Meisterhafte, trostige Naturen sind es, denen wir in diesem prächtigen Roman begegnen, aus dem uns gleichsam der frische Hauch der salzigen Meeresluft anweht.

**Ruma Koumestan.** Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Wenn Daudet es unternimmt, in seinem Koumestan, in dem viele ein Porträt

des Lebens zu zeichnen, so bedingt er sich auf seinem ureigensten Gebiet, und jeder Zug dieses großartigen Charakterbildes verrät den Kenner sowohl als den Meister.

## Sechster Jahrgang.

**Die tolle Komtesse.** Von Ernst v. Wolzogen. 2 Bände.

Wenn auch ein fecker, übermütiger Humor in diesem Roman das Scepter führt, so kommt darüber der Ernst doch nicht zu kurz: vielmehr bietet v. Wolzogen im Rahmen seiner lustigen Geschichte ein Sittenbild von hoher Vollendung und bleibendem Werte.

**Eine Sirene.** Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.

Ein Zug dämonischer Leidenschaft geht durch diese neueste Schöpfung Tinsaus, in welcher sich sein Erzählertalent aufs glänzendste offenbart.

**Jack und seine drei Flammen.** Von S. C. Phillips. Aus dem Englischen. Anstatt des üblichen Romanhelden lernen wir in dieser Geschichte einen auf dem Boden nüchterner Wirklichkeit stehenden Menschen kennen, dessen origineller Charakter und praktische Lebensanschauung überaus lebenswahr und fesselnd gezeichnet sind.

**Mr. Barnes von New York.** Von H. C. Gunter. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Durch eine fast verblüffende Fülle von interessanten Bildern und spannender Handlungen weiß der in seiner Heimatsch zur Berühmtheit gelangte Verfasser den Leser von der ersten bis zur letzten Seite zu fesseln.

Die nachstehenden Romane sind auch in einer zu Geschenken ganz geeigneten

## Salon-Ausgabe

auf feines, extra starkes Papier gedruckt und in elegantem zum Preise von M. 2. — für den einfachen und M. 3. — Band erschienen.

Einfache Bände:

Burnett, Der kleine Lord.  
Paul Lindau, Helene Jung.  
Voss, Kinder des Südens.

Conway,  
Croft,  
Ob...

